

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Sichelmondleben

Thüminger, Rosmarie

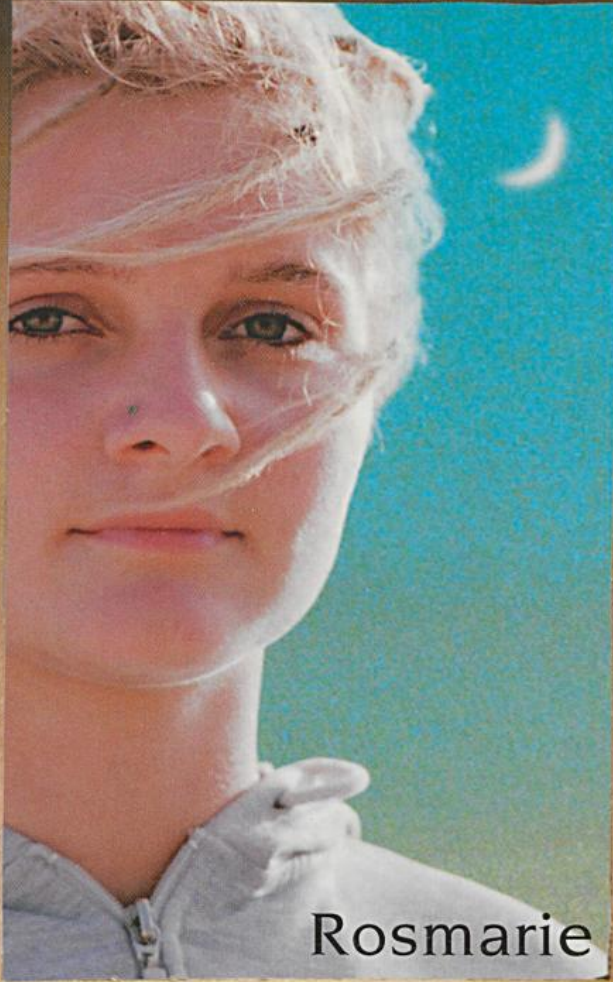
Wien, 2004

ulb. 
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol *

Hauptbibliothek



633778



Rosmarie Thüminger

Sichelmond **leben**

 Dachs

Rosmarie Thümingen **Sichelmondleben**
Roman Dachs

Gesetzt nach den Regeln der neuen deutschen Rechtschreibung
www.dachs.at
ISBN 3-85191-354-X

© 2004 by Dachs-Verlag, A-1020 Wien

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: heike ossenkop pinxit, CH-Basel

Umschlagfoto: h. o. pinxit

Druck und Bindung: Druckerei Theiss, A-9431 St. Stefan

04 06 20 / 40 / 1

Manche Tage sind wie verhext.

Manche Tage sind wie verhext. Dieser gehörte dazu. Zuerst verlegte Verena den Schlüssel zur neuen Wohnung, dann ließ sie Mamas Lieblingsvase fallen, und nun brachte sie diese Truhe nicht zu.

»Stell dich auf den Deckel und mach dich so schwer als möglich«, sagte sie zu Dietmar. »Ich schieb den Riegel vor, dann kann er nicht mehr aufspringen.«

»Willst du das wirklich alles mitschleppen? Auch den Pierrot?« Dietmar zog den Pierrot zwischen T-Shirt und Pullover hervor und betrachtete ihn nachdenklich. Die Rüschen waren schon schmuddelig, die weiße Hälfte des Anzugs war etwas vergilbt, aber immer noch blickten seine Augen einen verstehend und geheimnisvoll an. Verena legte den Arm um die Schulter des kleinen Bruders. »Er wird sich wohl fühlen bei uns in der neuen Wohnung.« Das konnte Dietmar nicht gelten lassen. »So ein Blödsinn! Er wird total gequetscht da drinnen und dann – er gehört noch immer Sabine.«

Der arme alte Pierrot! Sabine hatte ihn heiß geliebt, auch wenn sie ihn an jenem Morgen, an dem sie plötzlich auf und davon war, auf ihrem Bett hatte sitzen lassen.

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

»Wenn du meinst, steck ich ihn in eine Plastiktasche und trag ihn extra«, sagte Verena.

Dietmar kletterte auf den Deckel, stemmte Hände und Füße gegen den enormen Widerstand von Büchern, alten Zeitschriften, Jeans, Pullis. Langsam gab der Hügel nach, der Deckel senkte sich Zentimeter um Zentimeter, und Verena konnte den Riegel vorschieben.

Die voll gestopfte Truhe war das letzte Stück, das noch abtransportiert werden musste. Alles andere blieb hier. Auch der Ficus Benjamin. Großvater hatte ihn Mama zu Weihnachten geschenkt. Da war er ein kleines Bäumchen gewesen. Mama mochte ihn sehr. Einmal im Monat wischte sie jedes seiner unzähligen Blättchen mit einem feuchten Schwamm ab. Leider war er inzwischen zu einem mächtigen Baum herangewachsen, den man nicht mehr durch eine Tür fädeln konnte.

Seit Verena denken konnte, hatte sie in dieser Wohnung gelebt, von diesem Fenster aus in die Krone der altersgrauen Birke geblickt, die Straße beobachtet und den Vögeln zugehört. Heute Abend würde die Wohnung leer stehen. Paps war für zwei Tage zu seinem Bruder nach Lienz gefahren. Als Mama den Termin des Umzugs genannt hatte, behauptete er, es hier nicht auszuhalten. Verena war es, als schallte der Ton seiner vorwurfsvollen Worte noch immer durchs Zimmer: »Ich halte es nicht aus, euch zuzuschauen zu müssen, wie ihr die Sachen zusammenpackt und auszieht.«

Die Tür ging auf, und Mutter stürmte herein.

Ihr Gesicht glühte, die Jeans waren übersät von Schmutz-

flecken und an ihren Schuhen klebten Lehmreste. Hinter ihr erschien der Fahrer des Kleintransporters.

»Seid ihr fertig? Alles eingepackt? Dann fahren wir!«

Sie fasste den einen Henkel, der Fahrer den anderen und so trugen sie ihr letztes Möbelstück hinaus. Alle übrigen Einrichtungsgegenstände blieben, wo sie waren. Paps lebte ja weiter hier. Verena schnappte den Pierrot. Nun war keine Zeit mehr für irgendwelche Gedanken. Sie zog die Wohnungstür zu, drehte den Schlüssel zweimal um und zog ihn ab. Abgeschlossen das alte Leben.

Dietmar schob sich an Verena heran. »Was meinst du, Reny, kommen wir wieder zurück? Vielleicht schon, oder?« Er schniefte.

»Dietmar, hast du vergessen, wie du geweint hast? Wie du dich gefürchtet hast? Ist doch gut, dass das vorbei ist!«

»Paps war auch lieb.«

Freilich war Paps auch lieb. Da konnte Verena nur zustimmen. Im Sommer fuhr er mit seiner Familie ans Meer, im Herbst liefen er und die Kinder in den Wäldern herum, um die geheimsten Plätze, bedeckt mit Steinpilzen und Pfifferlingen, zu finden. Im Winter rasten sie über steile Pisten oder rodelten auf ihren Schlitten zu Tal.

Wenn nur nicht diese schrecklichen Nächte wären, in denen Paps betrunken nach Hause kam, in der Wohnung herumrandalierte, Mama bedrängte, schlug. Und das immer wieder. Immer wieder. Und Mama verzieh ihm. Immer wieder. Sie hatte Geduld und hoffte, dass er sich ändern würde – aber er änderte sich nicht.

Erst in diesem Sommer, nachdem Sabine ohne etwas zu sa-

gen nach Frankreich gegangen war, hatte Mama sich entschlossen, nicht mehr länger zu hoffen.

Verena stupste Dietmar in die Seite. »Du weißt doch, dass du Paps jeden Samstag sehen kannst. Das ist doch so ausgemacht. Außerdem« – sie stockte, fuhr aber doch, dem Bruder zuliebe, fort: »Außerdem sind sie noch nicht geschieden.«

Sie waren nicht geschieden. Noch nicht. Eine Trennung auf Zeit. Abstand gewinnen. Zur Ruhe kommen. Die Sachlage aus größerer Entfernung prüfen. Platz für Veränderungen schaffen. Das waren die Worte der Erwachsenen. Mamas Worte. Großvaters Worte.

Unter ihnen, im Zwischenstock, standen Gerlinde und der Fahrer. Sie hatten die Truhe hingestellt, um einen Augenblick zu rasten.

»Ich will Paps immer sehen!«, stieß Dietmar hervor.

»Psst, red leise. Mach es Mama nicht noch schwerer.«

»Ach, der Mama gefällt das ja. Übersiedeln gefällt ihr und der neue Supermarkt und die neuen Kunden und die neue Wohnung. Und sie arbeitet den ganzen Tag, und wer macht mir was zum Essen, wenn ich von der Schule komm?«

»Also, jetzt mach aber einen Punkt, Dietmar! Mittags sperrt der Supermarkt zu, das weißt du doch. Wir leben ja auf dem Land! Und außerdem – du bist kein Baby mehr. Du kannst dir eine Suppe auch selber warm machen, oder?«

Dietmar sagte nichts mehr. Sie strich ihm über den Kopf. Sie verstand auch so. Er sprach vom Mittagessen, aber er dachte an Vater.

Mama und der Fahrer stemmten die Truhe auf die Ladeflä-

che und schoben sie neben die zwei ausrangierten Obstkisten, in denen Verenas Schulzeug, ein Teil ihrer Bücher und Dietmars Legoschachtel samt seiner Sammlung von Modellautos lagerten. Zu viert zwängten sie sich auf die Fahrerbank. Zum Glück waren es nur wenige Kilometer bis Innerau. Das neue Zuhause lag so nah, dass Verena ihre Schule nicht zu wechseln brauchte. Allerdings musste sie in Zukunft früher aufstehen, fünfzehn Minuten mit dem Zug fahren und dann noch die Straßenbahn benützen. Dietmar kam in eine neue Schule. Aber das wäre er sowieso, nach der vierten Klasse Volksschule. Nun würde er die Hauptschule in Innerau besuchen.

Innerau besaß einen winzigen alten Dorfkern mit Kirche, Pfarrhof und einem alten Schulhaus, das keines mehr war und leer stand. Die Filiale des Supermarkts, in dem Gerlinde am Montag zu arbeiten anfangen würde, lag an der Durchfahrtsstraße, inmitten neuer Siedlungshäuser. Ein weißer viereckiger Kasten, dessen Vorderfront vom Logo der Supermarktkette und zwei so hohen wie breiten Glastüren dominiert wurde. Die Fenster im Obergeschoß standen offen, aber die Rollos waren heruntergezogen. Sie mussten die ersten Tage die Vorhänge ersetzen. Morgen oder übermorgen würde Mama Zeit finden, Vorhänge auszusuchen und zu bestellen. Es gab einen ziemlich großen Parkplatz, immerhin durch eine Hecke aus Hainbuchen von der Straße abgeschirmt, und einen Hintereingang. Von dort gelangte man durch eine Metalltür in die Lagerräume des Geschäftes. Davor führte eine Treppe zu ihrer Wohnung im ersten Stock.

Die Treppe war eng, aber Mama und der Fahrer schafften die Truhe ohne größere Schwierigkeiten hinauf und stellten sie in den Korridor. Verena und Dietmar schleppten die Obstkisten ins Kinderzimmer.

»Wo sind diese Plastikdinger?«, hörten sie die Mama fragen. »Die man unter die Möbel legt, um den Teppich zu schonen.«

»Die sind in der alten Wohnung geblieben. Hier haben Sie sowieso keinen Teppich.«

»Muss ja nicht immer so bleiben! Sie hätten sie mitnehmen sollen!« Gerlindes Stimme klang ärgerlich.

»Tut mir Leid, ich muss düsen! Brauchen Sie eine Rechnung?«

Dann bedankte sich der Fahrer für Lohn und Trinkgeld und lief die Treppe hinunter. Dietmar begann seine Autos in die Kommode für das Spielzeug zu räumen. Verena ging in die Küche. Vielleicht erwartete Mama, dass sie ihr half. Es war eine Einbauküche, was als weiterer Glücksfall gelten konnte. Wo hätten sie Küchenskästchen oder einen Tisch herbekommen? Das Geschirr hatten die Eltern geteilt, Mama konnte den umfangreicheren Anteil nehmen, sie waren ja auch zu dritt. Solange Sabine nicht heimgekehrt war, waren sie zu dritt.

»Ich bitte dich, mach das Fenster zu, Verena! Der Lärm ist nicht auszuhalten!« Gerlinde wickelte eine Tasse nach der anderen aus dem Zeitungspapier und stellte sie in die Abwasch. »Dieses Kopfweh. Wo sind nur die Aspirin? Verena, wir haben die Aspirin doch mitgenommen?«

Die Röte von ihren Wangen war verschwunden und mit

ihr alle Energie. Sie unterbrach die Arbeit, richtete sich auf und streckte die Arme hoch. »Der verflixte Rücken tut mir auch weh.«

»Das Schränkchen im Bad habe ich ausgeräumt«, überlegte Verena. »Bis auf den Rasierapparat, das Aftershave und die angebrochene Zahnpasta. Die Medikamente liegen wahrscheinlich noch in der Schachtel und die ist im Bad. Ich hol dir eine Tablette.«

»Okay, ich mach uns inzwischen eine Kanne Tee. Und lass mich nicht vergessen, den Großvater anzurufen. Er wird wissen wollen, wie es uns geht.«

Verena lief über den Flur. Das Badezimmer war besetzt. Es gab kein eigenes Klo. Verena wartete, bis Dietmar aufzusperren gedachte. Bei Gott, dies war keine Komfortwohnung. Ob man sich wenigstens an den Lärm gewöhnen konnte? Schon beim ersten Besuch war ihr aufgefallen, wie laut es hier war. Rechts die Durchzugsstraße, links, höchstens zweihundert Meter weiter, die Autobahn. Man spürte es nicht nur am Lärm. Auch die Luft war erfüllt von Abgasen und Staub. Ob Mama davon Kopfweh hatte? Oder kam es von der Schlepperei und dem Stress? Sie war seit dem frühen Morgen auf den Beinen. Einmal macht jeder schlapp.

»Deshalb haben wir die Wohnung ja bekommen. Eben, weil es keine Superwohnung ist«, hatte Mama erklärt. Der Verkaufskonzern, für den sie arbeitete, hatte ihr die neue Arbeitsstelle in Innerau angeboten. Ganztags und mit Dienstwohnung. Der Abteilungsleiter wollte sie nicht. Er besaß am Ende der Siedlung ein Eigentumshaus. Die zwei

anderen Kassierinnen und zwei weitere Hilfskräfte, alle sehr junge Frauen, lebten noch bei ihren Eltern. So konnten sie hier einziehen. Diese Wohnung war viel billiger als jene, die Gerlinde zuerst in der Stadt gefunden hatte. Und größer. Sie hatte Zentralheizung. Die andere konnte nur mit Hilfe des Küchenherdes geheizt werden. Gerlinde war sehr froh über diese weitere Vergünstigung gewesen.

Endlich kam Dietmar aus dem Bad. Verena kramte in der Kiste mit dem Krimskrams herum, die noch unausgeräumt herumstand. Gesichtscreme, Seifendose, Zahnpastatuben, Haarbürsten, es war fast wie am ersten Abend im Urlaub. Schließlich fand sich, zuunterst, die Medikamentenschachtel.

Als sie in die Küche zurückkehrte, dampfte der Tee bereits in den Tassen. »Das sollte ich nun wirklich nicht tun!« Gerlinde rührte einen zweiten Löffel Zucker in ihren dunklen Tee. »Starker Tee am Abend und dazu noch gesüßt.«

Verena schob die Packung Aspirin über den Tisch.

»Glaubst du, Sabine wird noch im September zurückkommen? Zu uns, nach Innsbruck?«, fragte Gerlinde, während sie wartete, dass die Tablette in der heißen Flüssigkeit zerfiel.

»Nach Innerau«, verbesserte Verena automatisch. Sie starrte in ihre Tasse. Es verging kein Tag, ohne dass Mama diese Frage stellte, die niemand beantworten konnte als Sabine selbst.

»Du solltest zum Arzt gehen. Immer dieses Kopfweg, immer Medikamente ...«

»Es ist nur die Aufregung. Die viele Arbeit.« Gerlinde legte

den Kopf in den Nacken und massierte sich die Schläfen.
»Sobald wir uns eingelebt haben, sobald ich das neue Geschäft im Griff habe, wird alles besser.«

Das alte Lied. Wenn erst der Winter vorbei ist, wenn Papas Chef endlich Vernunft angenommen hat, wenn wir in Ferien sind ... Immerhin war Mama von Papa weggezogen, und sie hatten nun die neue Wohnung. Ein neues Leben. Vielleicht wirklich ein neues Leben.

Verena konnte von ihrem Platz aus auf ein Stück Himmel schauen und auf immergrünen Efeu, der an der Wand des Nachbarhauses wucherte. Keine Birke. Es musste keine Birke sein vor ihrem Fenster. Eine Buchenhecke vor dem Haus, ein Lebensbaum mit goldgelben Ästen im Garten nebenan – das passte schon.

Gerlinde trank den letzten Schluck Tee und stand auf.
»Was ich brauche, ist eine Dusche und frische Wäsche. Du kannst inzwischen den Pizzamann anrufen. Aber frag Dietmar zuerst, was er essen will. Ich möchte eine Portion Lasagne.«

»Pizzamann? Gibt es in Innerau einen Pizzamann?«

»Oh je, das habe ich vergessen! Da gibt es sicher keinen! Und von Innsbruck fährt keiner hierher, um drei Pizzas anzuliefern.«

»Was sollen wir tun? Ich habe einen Wahnsinnshunger. Dietmar auch.«

»Na ja, ich mache euch ein Riesenomelette, und mir rühr ich eine Fertigsuppe an. Okay?«

Der erste Morgen in der neuen Wohnung war ein Sonntag.

1 Der erste Morgen in der neuen Wohnung war ein Sonntag.
2 Verena wachte von sonderbaren Geräuschen auf, die sie
3 nicht sofort benennen konnte. Das Fenster stand offen, die
4 Rollos waren hochgezogen, schon fing die Wohnung an,
5 ein alltägliches Gesicht zu bekommen. Dietmar stand vor
6 ihrem Bett und rüttelte sie an den Schultern. Er trug alte
7 Jeans und ein Sweatshirt mit dem Aufdruck ›no fear‹. Sei-
8 ne Mundwinkel zeigten rötlichschwarze Ränder, Spuren
9 von Schwarzbeermarmelade. »Reny, Reny, he, wach auf!
10 Willst du mit mir frühstücken? Ich hab den Tisch gedeckt
11 und Tee aufgegossen.«
12 Verena richtete sich auf. Nun erkannte sie auch die Geräu-
13 sche, die auf- und abschwollen, zwischendurch, aber nur
14 ganz kurz, fast verstummt, um dann erst recht dröh-
15 nend und heulend wiederzukommen. Es war nichts ande-
16 res als Motorenlärm. Acht Uhr morgens, Sonntag, schönes
17 Wetter, Ausflugsverkehr.
18 »Warum lässt du mich nicht noch schlafen?«, murmelte sie.
19 »Zu Hause hast du auch allein gefrühstückt.« Sie hätte sich
20 gerne noch einmal zur Wand gedreht und ein bisschen ge-
träumt. Alle Abende, bevor sie einschlief, und alle Morgen

vor dem Aufstehen träumte sie vom vergangenen Sommer: Vom Meer und vom Abend auf der Dachterrasse, von dem weißen Tischchen, an dem Robert und sie gesessen waren und auf das schwarze Wasser hinausgeblickt hatten und von ihrem einzigen Spaziergang am nächtlichen Strand. Sie hatten die Sandalen in der Hand getragen, und ihre bloßen Füße waren bei jedem Schritt im feuchten Sand versunken. Zwischendurch waren sie stehen geblieben, um die Sterne anzuschauen, die sich am Horizont mit den Lichtern einer fernen Lagune vermischten. Und auch, um sich zu küssen. »Daheim hab ich einen Fernseher gehabt. Und einen Videorekorder. Und ich habe mir einen Film anschauen können, neben dem Frühstück. Aber hier?«

Verena schwang die Beine aus dem Bett. Vorbei die Träume. Es stimmte, Papa nahm oft Kinderfilme auf, die Dietmar liebte, die aber zu einer Zeit liefen, während er in der Schule saß oder im Hof spielte. »Heißt das, du wirst mich jetzt jeden Sonntag aufwecken?«, rief sie empört.

»Die Mama muss halt einen Fernseher kaufen. Mit Video.« Murrend richtete sie sich auf. Waren alle kleinen Brüder solche Nervensägen? Und die Schwestern? Hatte Sabine sie auch so gesehen, vor etlichen Jahren, als sie das Alter dieses Monsters da hatte? Nein, das wollte sie nicht glauben. »Eines sage ich dir: Untersteh dich, die Mama mit solchen Sachen zu quälen. Sie hat es schwer genug.«

»Ich will aber einen Fernseher haben, Reny! Unbedingt! Alle haben Fernseher und Schüsseln und sind verkabelt. Nur wir nicht mehr. Und warum? Weil ihr von Paps wegziehen wolltet, du und Mama!«

Verena blinzelte in die Sonnenstrahlen, die sich inzwischen bis zu ihrem Bett vorgekämpft hatten. War es möglich, dass es Dietmar mit seinen Vorwürfen ernst war? Hatte er seine eigenen Albträume vergessen? Seine Ängste und das schreckliche Weinen, das ihr bis ins Herz wehgetan hatte? Davor war Mama geflüchtet. Davor, und um nicht kaputt zu gehen an den Misshandlungen, den entsetzlichen Demütigungen, der ewig enttäuschten Hoffnung: Das war das letzte Mal. Nun wird er sich ändern. Er hat es doch versprochen. »Mama muss einen Fernseher kaufen. Sonst ist mir langweilig. Großvater hat uns Geld gegeben. Davon kann sie den Fernseher kaufen. Du musst sie auch darum bitten, Reny. Dann macht sie es vielleicht. Wenn wir zu zweit sind, die einen Fernseher haben wollen.«

»Fernseher kaufen! Fernseher kaufen! Ich höre immer nur: Fernseher kaufen. Aber ich denke gar nicht daran, Mama damit zu nerven. Sie hat Sorgen genug. Die ganze Umstellung mit dem Geschäft. Die neue Kassa. Die neuen Kunden. Der neue Chef. Das ist alles stressig. Geht das nicht in dein Hirn hinein, oder was?«

»Du bist gemein. Dabei habe ich schon Wasser gekocht für deinen Tee! Und Brot geschnitten. Und überhaupt.« Er drehte sich um und lief hinaus.

Mist! Mist!, dachte Verena, während ihre Füße nach den Pantoffeln suchten. Fröstelnd schlüpfte sie in den Morgenmantel. Die Nächte waren schon kalt und mit der Heizung schien die Hausverwaltung sparsam umzugehen.

Bevor sie das Zimmer verließ, warf sie automatisch einen Blick auf Dietmars Bett. Es war aufgedeckt, der Nässe-

schutz abgezogen, der Pyjama fehlte. Sie runzelte die Stirn. Also hat er wieder ins Bett gemacht.

Vielleicht war dies der Grund für seine ungute Art heute Morgen. Er litt unter seinem Bettnässen, obwohl alle in der Familie ihm immer wieder erklärten, dass es nichts gab, was daran tragisch zu nehmen sei, weil es mit der Zeit von alleine verschwände. Es gab Nächte, da blieb sein Bett trocken, aber öfter war es nass. Das ging seit Jahren, und Sabine hatte immer behauptet, es hinge mit Vaters Verhalten zusammen. Viele Kinder, die in Angst lebten, würden Bettnässer. Dietmar liebte seinen Vater, aber gleichzeitig hatte er große Angst vor ihm. Jedes Kind, das mit ansehen muss, dass der Vater gewalttätig ist und die Mutter misshandelt, lebt in Angst.

Im Badezimmer sah Verena, dass Dietmar den Nässe-schutz zum Trocknen aufgebretet hatte. Auch der Pyjama war bereits ausgewaschen und hing an der Leine über der Wanne. Sie schaltete die Lampe neben dem Spiegel ein und beugte sich vor. In dem weichen warmen Licht erschienen ihr ihre Augen dunkler und die Nase schmaler, und selbst das Muttermal auf der linken Wange verschwamm zur Unkenntlichkeit. Es gab Tage, da konnte Verena ihr Gesicht nicht anschauen, ohne Missbehagen und Ärger zu empfinden. Warum hatte Sabine die klaren Züge, die großen Augen, die schmalen, ausdrucksvollen Brauen der Mutter geerbt, während sie sich mit einem unbedeutenden und mickrigen Aussehen zufrieden geben musste? Heute konnte sie sorglos ihr Spiegelbild betrachten: Keine Schönheit zwar, aber auch nicht so übel ...

Dietmar hatte tatsächlich den Tisch gedeckt. Der Hagebuttentee dampfte in den Tassen, Butter und Marmelade standen bereit, und selbst die Zitrone hatte er nicht vergessen. Die war allein für sie bestimmt, Dietmar verabscheute alles Saure.

»Jetzt spür ich erst, was für einen Appetit ich habe«, sagte Verena. »Super, dass du das Frühstück gemacht hast.«

Dietmar war immer noch beleidigt. Er hatte sich zum Fenster gesetzt und blätterte demonstrativ in seinem Comicheft herum.

»Na komm, Dietmar, sei nett.«

Keine Antwort.

»Weißt du was, ich lade dich heute Nachmittag ins Kino ein. Im Cinema läuft ›Die Verschwörung der Gelben Crew‹. Okay?«

Nun vergaß Dietmar seinen Groll. Er sprang auf. »Wirklich? Cool! Hast du noch so viel Taschengeld, Reny? Zwei Kinokarten! Aber das Cinema ist in der Stadt. Wie kommen wir hin?«

»So wie ich jeden Tag zur Schule fahren werde. Mit der Bahn.«

»Öde! Erst die Bahn, dann die Tram und schließlich noch zehn Minuten Trab!«

»Alles nur Gewohnheit.«

»Okay, Reny.« Dietmar hockte sich wieder vor seine Teetasse, rückte aber näher an seine Schwester heran. »Du, Reny, einen Fernseher möchte ich trotzdem. Ich wünsch mir einen zum Christkindl. Kann ein ganz winziger sein. Ich wer-

de Großvater darum bitten. Großvater versteht mich bestimmt. Ganz bestimmt.«

»Mama wird es nicht recht sein, wenn du Großvater um Geld angehst.«

»Da sag ich ihr halt nichts. Einen Fernseher braucht ein Kind einfach. Denk nur an die vielen Dokumentationen über die Tiere. Wo ich doch Tierforscher werden will. Oder Zoodirektor.«

»Ach, Zoodirektor? Das ist mir neu!«

»Das ist, seit ich Miniversum gesehen habe. Zoodirektor wäre nicht schlecht.«

Verena schaute auf den Wuschelkopf hinunter. Runde Wangen, Stupsnase und die Stirn voller Sommersprossen. Sie sollte mehr Geduld mit ihm haben. Er war wirklich noch ein Kind, erst wenige Monate älter als zehn. Und morgen die neue Schule, neue Mitschüler, neue Lehrer. Klar, dass ihm die Situation zusätzlich Angst einjagte. Verena nahm sich wieder einmal vor, ab sofort mehr Geduld zu haben mit ihrem kleinen Bruder.

Ach, deine Eltern sind umgezogen?

1 »Ach, deine Eltern sind umgezogen? Auf's Land? Wie
2 schön!«

3

Mama hatte ihr aufgetragen, der Schule die neue Adresse
4 und Telefonnummer bekannt zu geben. Vielleicht hätte sie
5 sich an die Schulsekretärin wenden sollen und nicht an die
6 Klassenlehrerin? Nun, wenigstens war noch Zeit bis zur
7 ersten Stunde. Alle schwärmten herum, niemand achtete
8 auf sie oder die Kaltenböck, die am Pult saß und im Kata-
9 log blätterte.

10 Hier war alles gleich geblieben. Das Klassenzimmer, seine
11 vier kahlen, weiß getunkten Wände, die grüne Tafel, an der
12 Seite drei nackte Fenster mit Aussicht auf den Patscherkofel,
13 die Schülerpulte mit den harten Stühlen, das Waschbecken,
14 die Neonröhren, zu dieser Zeit glücklicherweise nicht einge-
15 schaltet. Schülerinnen und Schüler vereint, doch in
16 unterschiedlichen Gruppen und Grüppchen. Viel Getu-
17 schel, Gelächter. Alle zeigten, dass sie Spaß hatten. Spaß an
18 der Schule, in der Familie, im eigenen Leben. Spaß zu haben
19 war wichtig. Doch es ist schwer, Spaß zu haben, wenn man
20 selbst unglücklich ist. Das war letztes Schuljahr so gewesen.
Dieses Jahr sollte alles anders werden.

Wenn man keinen Spaß hatte, war man gleich eine Außenseiterin. Vielleicht war das der Grund, warum Verena, seit ihre einzige wahre Freundin im Frühling mit ihrer Familie nach Bregenz gezogen war, sich immer ein bisschen einsam fühlte. Nicht, dass sie sich mit den Mitschülern nicht vertrug, dass sie Streit hatte. Ganz und gar nicht. Sie alberten zusammen, manchmal, sie schrieben voneinander ab, manchmal, aber irgendwie blieb eine gewisse Fremdheit, eine Distanz.

Ansonsten war die Klasse vollzählig. Alle hatten sie den Aufstieg in die höhere Klasse geschafft, auch jene fünf, denen eine Nachprüfung aufgebrummt worden war. Es gab auch keine Neuen. Der vertraute alte Haufen. Auch gut. Die einen lärmten, die anderen wisperten, wieder andere hatten sich nach draußen verzogen. Einige hockten vermutlich am Klo und zogen verstohlen an ihren Glimmstängeln. Seitdem ihr Gym zur erklärten Nichtraucherzone mutiert war, bedeuteten Zigaretten geradezu Aufgehren gegen Gesetz und Ordnung.

Seit zwei Monaten hatte sie diesen Raum nicht mehr betreten. Verena schien es beinahe eine Ewigkeit, so viel war in diesem Sommer passiert. Sabine in Frankreich, unerreichbar. Die Familienreise nach Lignano. Mamas vergebliche Hoffnungen. Der Abend mit Robert auf der Dachterrasse am Ufer des Meeres, Schmusen und Zärtlichkeiten, der Abschied und keine Briefe, kein Anruf mehr, Mamas Entschluss, in eine andere Wohnung zu ziehen, die Übersiedlung und nun die ersten Tage in dem kleinen Dorf.

Verena überlegte einen weiteren Augenblick. Sollte sie die

Lehrerin aufklären? Einfach sagen, nein, nicht die Eltern, nur Mama ist mit mir und Dietmar weggezogen. Paps ist in der alten Wohnung geblieben. Dann riskierte sie betretene Blicke, verlegenes Schweigen oder Fragen, die peinliche Antworten erfordern. Also einfach nichts sagen, nur kurz nicken. Ja, wir leben nun in Innerau. Schluss. Aber früher oder später würde die Klassenlehrerin sowieso alles erfahren, entweder von Mitschülern oder von anderen Eltern. Es war besser, sie sagte der Lehrerin gleich, wie es stand. Die Kaltenböck hielt sich gut und tat, als ob es die selbstverständlichste Sache der Welt sei, wenn eine Frau mit den Kindern ihren Mann verlässt. Sie neigte nur den Kopf etwas tiefer, so dass ein paar der dunkelblonden Haarsträhnen nach vorne fielen und das Gesicht halb verdeckten. Der Kugelschreiber fuhr über das Papier, die Ederstraße verschwand hinter einer dicken Wellenlinie. Wie leicht das ging, schon war die alte Wohnung gelöscht, die neue eingetragenen.

»Die Schulnachrichten gehen also an die neue Adresse. Kein Problem.«

Die Kaltenböck fragte nicht, *warum* die Mama ausgezogen war. Aber wahrscheinlich ahnte sie es. Zwei Mitschüler wohnten im selben Block, die Leute in ihrer Klasse waren längst im Bilde. Doch sie lebten in der Stadt. Verena wusste von vier oder fünf in ihrer Klasse, deren Eltern geschieden waren oder getrennt lebten. Außerdem kannten sie sich alle seit langen Jahren. Niemandem aus ihrer Klasse würde es einfallen, sie dumm anzureden. Nicht einmal die arrogante Olivia würde so etwas tun.

»Ich freue mich, dass du weiter unsere Schule besuchen kannst. So bleiben dir deine Freundinnen«, fuhr die Kaltenböck fort.

Verena sagte nichts.

»Hast du schon um die Schülerkarte angesucht? Damit fährst du gratis, das weißt du doch?«

Verena schluckte ganz kurz. Also doch. Die Kaltenböck dachte sich ihren Teil. Sie stufte sie als arm ein. Minderbemittelt. Etwas, was die Kaltenböck bestimmt nicht war. Sie kam in einem dicken Schlitten vorgefahren. Ihre Frisur war gestylt bis in die letzte Haarspitze. Ihre Klamotten entsprachen zwar nicht dem modischen Geschmack der Klasse (die machte sich sogar manchmal lustig über die Kostüme und Seidenblusen, Stöckelschuhe und gemusterten Strümpfe, ihre extravaganten Halsketten und Diamantbroschen), dass sie jedoch immer dem letzten Trend folgte und entsprechend betucht sein musste, war offensichtlich. Die Kaltenböck war die eleganteste Lehrerin der Schule. Fast alle anderen Lehrerinnen kamen in Jeans und Pullis daher und trugen flache Schuhe.

»Ja, ich weiß. Aber dazu brauche ich eben die Bestätigung der Schule. Dass ich dieses Gymnasium, hier in der Stadt, besuche.«

Das Fenster stand offen, laue Luft wehte herein. Über Nacht war leichter Föhn aufgekommen. Der Patscherkofel, die Nockspitze standen zum Greifen nah. Verena sah Schwalben durch das Blau eines strahlend wolkenlosen Himmels gleiten. Es schien, als ob sich der Sommer noch einmal in seiner ganzen Pracht zeigen wollte, bevor er in

buntem Laub und kaltem Nebel verging. Dieser Sommer, der ihr Leben so um und umgerührt hatte.

Die Kaltenböck nickte. »Klar. Die Bestätigung bekommst du in der Direktion. Grüß deine Mutter von mir. Ich wünsche ihr viel Glück in der neuen Wohnung.«

Dietmar stand unter dem riesigen Kastanienbaum

Dietmar stand unter dem riesigen Kastanienbaum, der seine Äste beschützend über Rasen, Käfer und Kinder ausbreitete. Vieles hatte hier Platz: eine Bank aus Holz, ein niederer Verschlag, in dem die fünf Hasen der Hausmeisterin lebten, und er selber. Die anderen liefen auf dem freien Platz herum oder standen in Grüppchen beisammen. Ballspielen im Schulhof war verboten. Aber die scherten sich nicht darum, rannten dem Ball nach, schrieten, lärmten. Die zwei Lehrerinnen schauten dem Getümmel seelenruhig zu.

»Baby, Baby, Daumenlutscherbaby«, knallte es an sein Ohr. Da erst merkte er, dass er den Daumen im Mund hatte. Zu blöd! Das war ihm monatelang nicht mehr passiert. Schnell steckte er beide Fäuste in die Jeanstaschen. Der Schreihals war weiter seinem Ball nachgelaufen und bereits am anderen Ende des riesigen Schulhofes in der Menge verschwunden.

Dietmar presste die Augen zusammen. Nur nicht weinen. Er drückte sich noch ein wenig tiefer in den Schatten des alten Baumes. »Flaschenkopf, blöder!«, rief er, aber in dem Getöse konnte niemand seine Worte verstehen.

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20

Warum waren die so gemein? Jetzt hatten sie ihn noch beim Daumenlutschen ertappt. Und gestern Nacht hatte er wieder ins Bett gemacht. Das wussten sie nicht. Aber vielleicht ahnten sie es? Es gab viele Dinge, die man erahnen konnte, obwohl sie große und gut gehütete Geheimnisse waren.

Warum musste er hier stehen und mit den Tränen kämpfen und allein sein, während seine Freunde in der Renner-schule sicher eine riesige Hetz hatten? Dabei war er auch schon dort angemeldet gewesen, zusammen mit Georg, Manni und Brigitte. Aber nein, im letzten Augenblick musste Mamas Chef auf die Idee kommen, ihr einen Job in Innerau anzubieten. Und Mama erklärte sich einverstanden, zog einfach aus der alten Wohnung aus, ließ Paps allein, und er musste nun hier in diesem Kaff leben. Weit weg von allen Freunden. Es war so ungerecht!

Was tu ich hier überhaupt?, dachte er. Am liebsten wäre er auf der Stelle nach Hause gegangen. Aber in welches Zuhause? Das in der Edergasse? Dort wäre er um diese Zeit allein. Allein mit dem Fernseher. Die Sendungen am späten Vormittag waren zum Davonlaufen. Lauter Schmus. Er könnte sich ein Video anschauen. Paps würde erst gegen fünf von der Arbeit kommen. Die Wohnung ohne Paps und ohne Meerschwein. Der Kühlschrank womöglich leer. Von einem normalen Mittagessen gar nicht zu reden. Dabei knurrte ihm jetzt schon der Magen.

Also auf ins neue Zuhause? Hier gab es das Meerschwein, und es gab auch ein warmes Mittagessen, gekocht von Mama. Sie selbst war auch da, zumindest von zwölf bis

Viertel vor drei. Dann lief sie ins Geschäft hinunter, und er musste die Hausaufgaben machen. Fernseher gab es keinen, das war schade. Sehr schade. Aber vielleicht würde er, als Ersatz sozusagen, die Glaskugel aus seiner Schatzkiste holen. Die Glaskugel mit Schnee im Inneren, den man durch Schütteln zu einem Flockensturm aufwirbeln konnte.

In der Hitze der letzten Augusttagen hatte Dietmar, da war noch die Wohnung in der Edergasse sein Zuhause gewesen, die Kugel so nahe vor die Augen gehalten, dass er von den wirbelnden Flocken wie blind geworden war. Er hatte vom Winter geträumt. Er raste mit Paps über die steile Rodelbahn zu Tal. Paps, der, den Rücken weit zurückgelehnt, hinten saß, hielt ihn fest in den Armen. Je nach Kurvenlauf neigten sie sich nach rechts oder links, vorbei an weißen Schneewänden auf der einen und Abgründen an der anderen Seite. Manchmal rührte ein Windstoß an die Kronen der Bäume, und eine Lawine von lockerem Schnee stürzte über Köpfe und Schultern und war in der nächsten Kehre wieder verflogen.

Jetzt war September. Es dauerte noch bis zum Winter. Im neuen Zuhause gab es auch das Skateboard. Zum Glück hatte Paps ihm die Schuhe samt Knieschützer und Helm noch im Frühjahr gekauft. Mama könnte sich das nicht leisten. Doch hier gab es wahrscheinlich nicht einmal einen Skateboardplatz. Wetten, dass diese Dörfler gar nicht wussten, was ein Skateboard ist. Er und seine Clique hingegen waren in den Ferien, oft von morgens bis abends, ihre Skateboard-Runden gefahren. Im Rapoldipark gab es

einen coolen Skateboard-Platz. Nun wohnte er weit weg vom Rapoldipark ...

Dietmar zog die Fäuste aus den Jeanstaschen und presste sie vor die Augen. Wenn er schon hier in diesem Kaff leben musste, warum ließen ihn die anderen nicht wenigstens mitspielen? Sie waren gemein.

Er öffnete die Fäuste und riskierte einen Blick. Drüben schlug Niki einen Haken und rannte mit fliegenden Beinen Echem nach. Echem saß in der Fensterreihe, ganz vorne. Immer, wenn er den Mund aufmachte, sah man, dass ihm ein oberer Schneidezahn fehlte. Dietmars Finger krümmten sich wie von selbst. Mit dem da spielen sie. Dabei ist er ein waschechter Ausländer, hat dunkle Haut, kohlrabenschwarze Augen und einen ebensolchen Haarschopf. Und ich bin ein Tiroler. Mit mir spielen sie nicht. Gemein. Megagemein.

Die Schulglocke schrillte, die große Pause war zu Ende. Die zwei Lehrerinnen wandten sich den Kindern zu und passeten auf, dass alle ins Haus zurückkehrten.

Baby, Baby, Daumenlutscherbaby, dröhnte es wieder an sein Ohr. Dietmar drehte sich um, und ohne weiter zu überlegen boxte er dem Schreihals seine Faust vor die Brust. Bernhard brüllte los, warf sich mit aller Kraft auf ihn. Dietmar stürzte, riss den Gegner mit, und im nächsten Augenblick wälzten sich die zwei schon am Boden. »Wollt ihr wohl aufhören, ihr zwei!«

Dietmar fühlte sich am Kragen gepackt und von einer kräftigen Hand hochgehoben. In der anderen hielt Frau Kleiser den wild zappelnden Bernhard.

»Er hat angefangen!«, schrie Bernhard.

»Nein, du hast angefangen!«

»Feigling!«

»Depp!«

»Wollt ihr wohl still sein!«, sagte die Lehrerin mit gefährlich leiser Stimme. Sie unterrichtete Deutsch und Turnen, war stämmig, konnte laut schreien, aber brenzlich wurde eine Situation, wenn sie leise sprach. »Ihr geht jetzt sofort in eure Klasse. Zu Hause schreibt ihr einen Aufsatz über das Thema: Warum ich in der Schule nicht raufen darf. Mindestlänge: eine Seite. Bis morgen! Verstanden?«

Die zwei nickten.

»Dass ihr mir eine ordentliche Arbeit vorlegt! Eine, der man den Einsatz von Gehirnschmalz ansieht. Überlegt euch, warum und wie man Konflikte lösen kann, ohne gleich mit den Fäusten übereinander her zu fallen. Damit ihr euch in Zukunft entsprechend verhaltet. Verstanden?«

Die zwei nickten wieder.

»Ihr lasst die Arbeit vom Vater oder der Mutter unterschreiben. Verstanden?«

»O je«, rief Bernhard aus. »Das wird aber Diskussionen und Dickluft geben in meiner Familie.«

»Diskussionen können durchaus sinnvoll sein«, sagte Frau Kleiser. »Besonders wenn sie sich um die Frage drehen, wie Kinder mit ihren Aggressionen umgehen lernen.«

Als die Schule aus war und alle ins Freie stürmten, schaute sich Dietmar nach niemandem um, sondern lief sofort nach Hause. Sollen sie doch machen, was sie wollten. Mit denen konnte man nie gut Freund werden. Die verstanden

nichts, absolut nichts. Sie kannten sich alle untereinander, und es scherte sie nicht im Geringsten, was jemand wie er empfand, allein in ihrer Horde.

Mama stand in einer Dampfwolke am Herd. Sie zog eine endlos lange Spaghettinudel aus dem kochenden Wasser und teilte sie. Einen Teil bekam er, den anderen steckte sie selbst in den Mund. »Al dente, wie es sich gehört«, sagte sie. »Wir können sofort essen.«

Dietmar musste daran denken, dass Mama, als sie noch in der Edergasse wohnten, die Spaghetti weicher gekocht hatte. Papa hielt nichts von der italienischen Sitte, Teigwaren halb roh zu verzehren. Aber Dietmar wollte Mama nicht die Freude verderben und schwieg. Pasta asciutta mit viel Tomatensoße und Parmesan war eine seiner Lieblings Speisen. Mama hatte dieses Essen gekocht, um ihm eine Freude zu machen, um ihn zu trösten, zu versöhnen. Gestern nachmittags war Großvater das erste Mal zu Besuch gewesen. Dietmar hatte sich ausführlichst über die neue Situation beschwert, wie schlimm er die neue Schule fand und wie gemein seine Mitschüler waren. Und der Großvater hatte Mama ein bisschen davon erzählt, abends, am Telefon. Nachmittags musste Mama ja im Supermarkt sein. Auch eine Neuerung, die Dietmar absolut nicht gefiel.

Während sie mit Sieb und Kochtopf hantierte, nahm Dietmar ein Salatblatt aus dem Sieb und schwenkte es, knapp über dem Fußboden, hin und her. Das Meerschwein Luno spielte mit. Vielleicht fühlte es sich ebenso allein wie Dietmar. Es kletterte die Leiter, die Paps und er gemeinsam gebastelt hatten, hoch, erreichte den niederen Rand des

Käfigs, kletterte auf der anderen Seite die Leiter wieder hinunter, wobei es etliche Heustängel und vertrocknete Kleeblüten hinter sich her schleifte, und trippelte schnurgerade auf Dietmar zu. Dietmar hockte sich nieder und Luno nahm das Grünzeug ins Mäulchen, ließ sich streicheln, piepste dankbar und fing dann zu fressen an. Auch Luno hatte seinen Freund verloren. Als Dietmar letztes Jahr in einem Buch über Meerschweinchen gelesen hatte, dass diese Tiere nichts so sehr liebten wie die Gesellschaft ihrer Artgenossen, hatte er Sybille beschwätzt, ihr Meerschweinchen so oft als irgend möglich mit seinem zusammen spielen zu lassen; sommers im Hof, während der kalten Jahreszeit entweder in seiner oder ihrer Wohnung. Die Meerschweinchen waren dicke Freunde geworden. Kaum hatte Sybille mit ihrem Meerschweinchen auf dem Arm an der Wohnungstür geläutet, hatte Luno in der Küche schon aufgeregter zu piepsen angefangen. Dann hatte es großes Geschnüffel und viel zärtliches Stupsen gegeben. Dietmar drückte Luno, der sein Salatblatt bis auf den letzten Rest verspeist hatte, an sich.

»Ich glaube, Luno fühlt sich einsam«, sagte er.

»Einsam? Er hat doch dich. Wenn du mit ihm spielst, fühlt er sich nicht einsam«, sagte Mama.

Dietmar setzte Luno auf den Boden. Mama versteht auch nichts. Gar nichts. Aber was genau Mama verstehen sollte, wusste Dietmar selbst nicht zu sagen. Vielleicht, dass er sich so einsam fühlte wie Luno? Dass die Kinder hier in Innerau ihn ausschlossen und er lieber in seine alte Schule ginge? Dass er wieder in der Edergasse wohnen wollte, in

der Nähe seiner Freunde und Freundinnen und bei Paps? Das Meerschweinchen wollte nicht in den Käfig zurück. Es lief um Dietmar herum, schnüffelte an seinen Zehen und piepste aufgeregt. Also nahm Dietmar noch ein Salatblatt, ein besonders zartes, und hielt es ihm vor sein Mäulchen. Irgendwo in seinem Inneren spürte er ein schmerzhaftes Ziehen. Immer, wenn er an die alte Wohnung dachte, spürte er dieses Ziehen. Wenn er an die alte Wohnung dachte, dachte er auch an Paps. An den Paps, der ihn hoch in die Luft schleudert und wieder auffängt (als er noch ein Kindergartenkind war), an den Paps, der mit ihm rodeln geht und mit ihm auf wilden Bergen herumklettert (seit er zu groß zum Herumwirbeln ist). Aber plötzlich taucht auch der andere Paps auf. Der Paps, der überhaupt nicht seinem *richtigen* Paps gleicht. Dietmar kann nichts dagegen machen. Immer wieder sieht er hinter dem lachenden, fröhlichen Paps auch die anderen Bilder:

Es ist mitten in der Nacht. Durch heftiges Gepolter schreckt er auf. Sofort überfällt ihn die altbekannte Angst. Er weiß genau, was los ist. Paps hat sich einen Rausch angetrunken, er ist wie von Sinnen, schimpft, schreit, schlägt auf die schluchzende, laut weinende Mama ein. Die Angst in Dietmar ist so groß, dass er sie bis in die Haarspitzen spürt. Er kann nichts tun, als sich zu Reny flüchten. Nie flüchtet er zu Sabine, auch nicht, als Sabine noch bei ihnen lebt, obwohl sie viel größer und stärker als Reny ist. Reny nimmt ihn in die Arme, wiegt ihn hin und her, flüstert ihm tröstende, liebevolle Worte zu und langsam weicht die Starre in seinem Herzen und er kann wieder atmen.

Darüber kann er nicht reden. Immer, wenn er Paps auch nur erwähnt, bekommt Mama einen verkrampften und harten Ausdruck im Gesicht, und manchmal wird sie sogar zornig und redet davon, wie viel Arbeit sie habe und dass sie erledigt und fix und fertig sei. Da schweigt er lieber still.

Mama stellte die gefüllten Teller auf den Tisch. Mühelos wickelte sie ihre Spaghetti auf die Gabel. Dietmar zerschnitt die glitschigen Dinger und verzehrte sie gemächlich mit dem Löffel. Das schien ihm bequemer.

»Nun, hast du schon einen Freund gefunden in der neuen Schule? Und wie sind die Lehrer? Und Lehrerinnen? Magst du sie? Die Frau Kleiser kommt mir recht nett vor, oder?«

Mit dem Mund voll Spaghetti kann man nicht antworten. Und kaum hatte er geschluckt, war Mama schon aufgestanden. »Ich muss schauen, dass ich weiterkomme.«

»Aber die machen doch erst um drei auf! Jetzt ist es gerade zwei vorbei!«

Mama stellte ihren Teller in den Ausguss. »Heute fang ich etwas früher an. Ist etliches liegen geblieben mittags. Mach die Aufgaben ordentlich. Gerade in den ersten Wochen ist es wichtig, einen guten Eindruck zu machen.«

Na, den habe ich gründlich verpatzt, dachte Dietmar. Aber jetzt war nicht die Zeit, darüber zu reden. Die würde früh genug kommen, wenn er die Strafaufgabe unterschreiben lassen musste. Überhaupt, Strafaufgabe. Durften die Lehrer heutzutage noch Strafaufgaben geben? In seiner Klasse in der Leitgebschule hatte nie jemand eine Strafaufgabe schreiben müssen. Typisch Kaff, schoss es ihm durch den

Kopf. Er beschloss, Verena so lange zu nerven, bis sie den Jugendanwalt anrief, um die Frage zu klären. Waren Strafaufgaben erlaubt oder nicht? Wenn nicht, würde er als der große Retter vor allen künftigen Strafaufgaben dastehen. Die würden sich um seine Freundschaft noch reißen, um die Freundschaft des Allercleversten der Klasse!

Mama steckte noch einmal den Kopf zur Küche herein. »Verena wird gegen halb vier kommen. Du brauchst also nur eine knappe Stunde allein zu sein.«

Er horchte den Schritten seiner Mama nach, die durch das Vorzimmer eilte. Die Tür fiel ins Schloss. Da würgte er die letzte Nudel hinunter, legte die Arme auf den Tisch und schluchzte los.

Der Schalter, hinter dem Papa normalerweise stand, war geschlossen.

Der Schalter, hinter dem Papa normalerweise stand, war geschlossen. Verena kniff die Augen zusammen. Es war Donnerstag und ausgemacht, dass sie Papa von der Bank zu einem gemeinsamen Mittagessen abholen sollte. Donnerstag war ihr Vatertag. Mit Dietmar traf Papa sich am Samstag. War Papa krank geworden? Verena ärgerte sich. Dann hätte er sie verständigen sollen, und sie wäre gleich in die Wohnung gegangen. Seit die Bank vergrößert und umgebaut worden war, war sie ihr noch unsympathischer: Ein riesiger, hoher Raum, viel Glas und grauer Stein, sehr elegant und sehr kalt. Die Angestellten passten genau hinein. Sie waren modisch gekleidet, die Damen trugen Schmuck, die Herren Krawatten und alle ein unverbindliches kühles Lächeln im Gesicht. Paps hätte sich an einem weniger aufgemotzten Arbeitsplatz bestimmt besser gefühlt. Verena wandte sich dem übernächsten Schalter zu. Der Mann war ziemlich alt, hatte gebeugte Schultern, braune Augen und grau melierte Haare. Er schien ihr etwas umgänglicher zu sein als die anderen.

»Entschuldigung, wissen Sie vielleicht, wo ich meinen Vater finden kann? Herbert Binder?«

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20

»Ach, du bist die Tochter? Ich habe dich noch nie gesehen.«

»Es ist auch erst das zweite Mal, dass ich meinen Papa abholen komme. Am Donnerstag geht es sich mit der Schule am besten aus. Wir wollten zusammen essen gehen. Und jetzt ist er nicht da. Dabei hat er –« Verena fuhr sich mit der Hand zum Mund. Sie redete wieder einmal zu viel.

Der Mann schaute zum leeren Schalter hinüber. Er kratzte sich am Kinn. Dann legte er den Kopf schief. Räusperte sich. Schließlich sagte er: »Weißt du was, ich werde mit dir Mittagessen gehen. Die Bank schließt in drei Minuten. Wir setzen uns ins Café Heiner, wo wir in Ruhe reden können. Übrigens, ich heiße Nunar.«

»Ich bin die Verena. Aber warum können Sie mir nicht hier sagen, wo Papa ist? Muss er vielleicht in einer anderen Filiale aushelfen?« Paps wurde immer wieder in anderen Zweigstellen eingesetzt. Einmal, da war Verena noch klein gewesen, hatte er einige Zeit in der Bank am Flughafen gearbeitet. Das hatte sie und Dietmar ungemein beeindruckt. Herr Nunar drückte ein paar Tasten an seinem Computer, dann sagte er. »Geh du vor und bestell dir ein Cola oder sonst was. In spätestens zehn Minuten bin ich dort.«

Das Café Heiner war im gleichen Gebäude untergebracht. Es war eigentlich eine kleine Imbissstube, in der die Angestellten der Umgebung mittags gerne einen Toast oder eine Schüssel Salat verspeisten. Noch war das Lokal schwach besetzt. Verena wählte einen Tisch am Eckfenster. Obwohl draußen die Sonne schien, brannten alle Deckenlampen, und an den Wänden leuchteten elektrische Kerzen. Die Kellnerin, ganz in Schwarz und Weiß gekleidet,

kam herangeschlendert. Verena bestellte ein Glas Apfelsaft. Von ihrem Platz aus konnte sie den Eingang der Bank sehen. Ein sonderbarer Typ, Papas Kollege. Wo blieb er übrigens? Sie schaute auf die Uhr. Eine Viertelstunde war schon vergangen, der Apfelsaft ausgetrunken. Verena beschloss, noch fünf Minuten zu warten und dann zu gehen. Sie konnte einen Sprung zur alten Wohnung machen. Das hätte sie besser gleich getan, dann wüsste sie jetzt schon, was mit Papa los war.

»Entschuldige, es hat doch etwas länger gedauert!«

Der Typ stand vor ihr. Sie hatte ihn nicht aus der Bank treten sehen. Da gab es wohl einen Hinterausgang. Er setzte sich ihr gegenüber.

»Hallo, Conny!« sagte er. Die Kellnerin war an ihren Tisch gekommen. »Ich möchte einen Cappuccino. Und du? Noch einen Apfelsaft?«

»Lieber ein Cola.«

»Möchten Sie auch was zu essen, Herr Nunar?«

»Klar, ich bin halb verhungert. Was habt ihr denn heute?«

Conny ratschte eine lange Liste von diversen Toasts, Pizzas und Salaten herunter.

»Habt ihr wieder diese Torte von letzter Woche? Die mit den vielen Schichten, und jede hat eine andere Farbe?«

»Den Heiner-Baumstamm? Haben wir!«

»Nimmst du auch ein Stück davon? Schmeckt gut.«

Verena nickte. Sie wünschte, der Mann würde endlich mit ihr reden. Ihr sagen, was mit Papa los war. Oder wusste er das selber nicht und hatte sie nur hierher gelockt, damit er seinen komischen Baumstamm nicht allein essen musste?

»Also, Conny, zwei Stück Torte. Und den Cappuccino ordentlich heiß, ja?«

Die Kellnerin verschwand Richtung Theke. »Du bist also die Tochter von Herbert? Die Älteste?«

Verena versuchte, ihre Ungeduld zu zügeln. »Nein, die zweite. Aber bitte, sagen Sie mir endlich, wo mein Vater ist.«

Herr Nunar stützte beide Hände auf die grau geäderte Marmorplatte. »Genau weiß ich es auch nicht. Ich denke, er ist zu Hause. Vielleicht ist er wieder« – er stockte einen Augenblick, – »vielleicht ist er wieder abgestürzt.«

Abgestürzt! Für Mama bekam Papa Anfälle, für Herrn Nunar stürzte er ab.

»Dein Vater ist heute bereits das zweite Mal innerhalb von vierzehn Tagen nicht zur Arbeit gekommen. Ich weiß, dass deine Mutter ausgezogen ist. Er hat es mir erzählt. Er und ich sind, nun ja, wir sind vielleicht nicht richtig befreundet, aber wir verstehen uns gut. Eigentlich verstehe ich mich mit ihm besser als mit all den anderen Kollegen.« Er verstummte. Conny war gekommen und lud Kuchen und Getränke ab. Auf dem Cappuccino leuchtete eine schneeweiße Haube, braun gesprenkelt von Kakaostaub. Die zahlreichen Schichten der Torte prunkten in allen Farben. Herr Nunar wartete, bis die Kellnerin die Köstlichkeiten ausgeteilt und ihnen wieder den Rücken gekehrt hatte.

»Dein Vater hat es bestimmt nicht leicht in seinem Leben. Besonders schwer aber waren die letzten Wochen für ihn.« Für Mama waren sie noch schwerer gewesen. Und für Sabine, die seinetwegen nach Frankreich gegangen war, für

Dietmar und für sie selbst. Aber Verena sprach ihre Gedanken nicht aus. Dieser Mensch hier kapierte anscheinend überhaupt nichts. Bestimmt lebte er ein geordnetes, ruhiges Leben, ohne Streit und Hass, ohne Gewalttätigkeit und Misshandlungen.

»Wir alle stehen unter großem Druck in der Bank. Es gibt finanzielle Einbrüche. Die Direktion sucht den Grund bei den Mitarbeitern. Es wird rationalisiert werden. Wir müssen mit Entlassungen rechnen.« Er heftete seine braunen kummervollen Augen auf ihr Gesicht. »Ich kann deinen Vater gut verstehen.«

»Aber Papa hat, er hat doch –«

»Ich weiß, ich weiß«, sagte Herr Nunar. »Das ist es ja. Er hat es mir erzählt. Es tut ihm sehr Leid. Das kannst du mir glauben.«

»Leid getan hat es Papa immer. Nachher.«

»Ich habe heute früh etliche Male bei ihm zu Hause angerufen. Er hat sich nicht gemeldet. Dem Personalchef habe ich gesagt, er lasse sich entschuldigen, er liege mit Migräne im Bett. Arbeitsunfähig.«

Herr Nunar nahm den letzten Schluck aus seiner Tasse.

»Verena, ich glaube, wir sollten schauen, was los ist. Hast du einen Wohnungsschlüssel?«

Verena verneinte. Als sie ausgezogen waren, hatte sie, wie Dietmar, den eigenen Schlüssel zurückgelassen. Mutter besaß ihren noch.

»Nun, wir können läuten. Vielleicht reagiert dein Vater darauf.«

Im Wohnblock Edergasse kannte praktisch jeder jeden. Als

Verena mit Herrn Nunar die Stiege zum ersten Stock hinaufstieg, öffnete sich die Tür der gegenüberliegenden Wohnung, und Frau Weißbach streckte den Kopf heraus. Frau Weißbach hatte immer hier, in ihrer Nachbarschaft, gewohnt. Vor ein paar Jahren war sie in Pension gegangen und hatte seither viel Zeit, die sie unterschiedlich nutzte. An Schön-Wetter-Tagen ging sie mit ihren Clubfreunden wandern, an Regentagen lud sie die Kinder im Haus zu Bastelnachmittagen ein. Kein Wunder, dass sie von allen geschätzt wurde.

»Verena, du bist wieder da? Wie geht es dir? Deine Mutter hat mir nichts gesagt von eurem Weggehen. Erst als ich mir die Zickzackschere von ihr ausleihen wollte, habe ich es erfahren. Von deinem Vater.« Ein leiser Vorwurf klang in ihrer Stimme mit.

Verena murmelte etwas von »überraschend schnell gegangen, Mama anderswo Arbeit und Wohnung bekommen« und bemühte sich um ein Lächeln. Herr Nunar aber zog höflich seinen Hut, deutete eine kleine Verbeugung an und fragte, ob die Frau Nachbarin heute schon Herrn Binder gesehen hätte. Nein, hatte sie nicht. Leider. Sie blieb unter der Tür stehen und beobachtete, wie Verena auf die Tür-glocke drückte. Es rührte sich nichts. Sie läutete noch einmal, zweimal. Endlich hörte sie Schritte, ein Klappern, ein Schlüsselbund fiel zu Boden, der Riegel wurde zurück-geschoben, und die Tür geöffnet.

Verena erschrak. Der Vater trug noch den Pyjama, sein Gesicht war unrasiert, die Haare fielen ihm in die Stirn. »Ach, du bist es, Verena! Und du, Urs! Wieso kommt ihr

denn zu mir in die Wohnung?» Er verstummte, starrte die zwei Besucher an und schüttelte den Kopf.

Hinter der gegenüberliegenden Tür war ein Geräusch zu hören. »Wir sollten nicht länger hier herumstehen, Paps«, sagte sie.

»Klar, klar, kommt herein, nur hereinspaziert. Herein in die gute Stube.«

Nun war sie also in der alten Wohnung gelandet. Verena hatte nicht vorgehabt, mit Paps dorthin zu gehen. Seit der Übersiedlung war sie nicht mehr in dieser Wohnung gewesen. Sie wollte, wie schon den Donnerstag vorher, mit ihm eine Kleinigkeit essen gehen. Eine Pizza vielleicht oder einen Toast. Die Mittagspause mit ihm verbringen und dann wieder nach Innerau fahren. Das war so ausgemacht zwischen Mama, Paps und ihr selbst. Einmal die Woche ein paar Stunden zusammen verbringen und das für ein halbes Jahr. Danach wollte man weitersehen.

Paps hatte eine Fahne, unüberriechbar. Also hatte Herr Nunar Recht gehabt mit seiner Vermutung. Nun allerdings schien er halbwegs nüchtern zu sein. Mit betont aufrechtem Rücken strebte er Richtung Küche, stoppte jedoch vor dem Badezimmer und drehte sich kurz um. »Entschuldigt mich einen Augenblick. Zieh mir schnell den Bademantel über. Geht nur inzwischen vor.«

»Wollt ihr Tee trinken?«, fragte er, als er kurz nach ihnen die Küche betrat.

Herr Nunar schüttelte den Kopf. »Danke, ich nicht. Ich muss gleich in die Bank zurück.«

»Die Bank, ach ja. Die Bank.« Herbert strich sich die Haare

aus der Stirn. »Ich hätte heute früh wohl auch in die Bank gehen müssen. Weiß gar nicht, was los war, heute. Habe einfach den Wecker nicht gehört. Vielleicht habe ich ihn auch nicht gestellt. Ist spät geworden gestern Nacht.« Er schüttelte den Kopf, als wundere er sich selbst über die absurde Situation. Er im Schlafrock, der Kollege Nunar mit seiner Tochter hier in der Küche, und beide warteten und starrten ihn an, als ob er ihnen eine Erklärung schuldig wäre.

Verena spürte, wie der Ärger in ihr hochstieg. »Gehst du wenigstens jetzt am Nachmittag zur Arbeit?« Ihre Stimme klang schärfer als beabsichtigt. Herbert zuckte zusammen. Hilfos hob er die Hände. »Weiß nicht recht. In diesem Zustand? Ich glaube, das bringt nichts. Du weißt ja – « Er stockte. Dann gab er sich einen Ruck und sagte: »Ich rufe im Büro an und bitte einfach um einen Tag Urlaub. Vielleicht akzeptieren die das, dass ich mir einen Urlaubstag nehme.«

»Nicht nötig, Herbert«, sagte Herr Nunar. »Ich habe dem Chef gesagt, dass du mit Migräne im Bett liegst. Du weißt ja, in unserem Beruf, bei einer Bank, da legt man größten Wert auf Verlässlichkeit. Auf – auf seriöse Lebensführung. Morgen solltest du unbedingt wieder fit sein.«

Verena verstand. Es war eine von Mamas ständigen Sorgen, dass Paps seine Arbeit verlieren könnte, wenn der Direktor von Paps Gewalttätigkeiten oder seinen gelegentlichen Alkoholexzessen erfuhr. »Wenn du die Arbeit verlierst, sind wir auch aufgeschmissen!«, sagte sie. Ihr Zorn ließ sie alle Rücksicht vergessen. »Mama verdient nicht so viel, dass wir ohne dein Geld leben könnten.«

»Wenn sie nicht ausgezogen wäre, hätten wir alle mehr Geld. Und mir ginge es besser. Psychisch, meine ich.«

Sie standen sich gegenüber. Vaters Haare, noch immer zerzaust, sein Gesicht stoppelig, die Augen verquollen, die Wangen eingefallen – die helle Nachmittagssonne verbarg nichts.

»Du trinkst jetzt erst einmal einen ordentlichen Kaffee, Herbert. Du wirst sehen, dann schaut die Welt gleich freundlicher aus«, sagte Herr Nunar.

Herbert wandte seinen Blick ab. »Danke, Urs, du verhältst dich sehr kollegial. Morgen bin ich pünktlich zur Stelle.«

»Besorg dir ein ärztliches Attest«, riet Herr Nunar. »Sicher ist sicher. Und nun muss ich los. Höchste Eisenbahn!«

Er lächelte Verena verschwörerisch zu. So, als wollte er sagen: »Nur Mut. Du schaukelst das schon.« Aber Verena wäre auch gerne weggelaufen. Die Türe hinter sich zugeschlagen, zum Bahnhof gerannt, in den Zug nach Innerau gestiegen.

Mit etwas Glück könnte sie zu dieser Zeit allein in der Wohnung sein. Keine Mama, kein Dietmar, die Fragen stellten. Sie würde sich auf das Bett werfen, eine CD auflegen, nur dem Rhythmus lauschen und an nichts, an gar nichts denken. Natürlich tat sie das nicht. Aber länger als eine halbe Stunde wollte sie auf keinen Fall bleiben.

»Ich fahre mit dem Zug um drei Uhr achtundfünfzig«, sagte sie.

»Recht umständlich, diese dauernde Fahrerei«, sagte Herbert. »Wenn deine Mutter bei mir geblieben wäre –« Verena fuhr so abrupt auf, dass Herbert verstummte.

Schweigend starrten sie sich an. Schließlich senkte der Vater die Augen. Er machte einen Schritt auf sie zu und sagte leise: »Weißt du, Verena, ich habe viel gelernt in diesen drei Wochen, seit ich allein hier lebe. Ich, ach, Verena« – er unterbrach sich wieder, suchte nach einer neuen Erklärung, hob schließlich hilflos die Hände. »Ist ja sowieso alles absurd. Total absurd.«

Plötzlich empfand Verena Mitleid mit ihrem Vater. Er selbst hatte nicht darüber geredet, aber Mama hatte erzählt, dass er in einem Heim aufgewachsen war, ohne Eltern, ohne Familie. Und immer seine schwere Kindheit als Entschuldigung hergenommen hatte für seinen labilen Charakter. Sabine hatte dieses Argument nie gelten lassen: »Jeder erwachsene Mensch ist für sein Handeln selbst verantwortlich.«

»Hast du etwas zum Essen hier, Paps? Soll ich dir schnell ein Omelette braten?«, fragte Verena. Fett, Eiweiß und Kohlehydrate neutralisierten die Wirkung des Alkohols. Außerdem musste sie etwas tun, um aus dieser unmöglichen Situation herauszukommen. Plötzlich jedoch schoss es ihr siedend heiß durch den Kopf, und dieser Gedanke verdrängte das Mitgefühl für ihren Vater. Was, wenn sich Paps an einem der Dietmar-Vatertage betrinkt? Sie konnte damit irgendwie fertig werden, aber Dietmar? Konnte man Dietmar dem Vater überhaupt noch anvertrauen? Es war, als wären Herberts Gedanken in dieselbe Richtung gegangen.

»Verena, hör zu. Ich möchte nicht, dass du deiner Mutter von, nun, von heute Mittag erzählst.«

»Sie wird mich aber fragen, was wir gemacht haben. Soll ich sie vielleicht anlügen?« Verena schaltete auf stur.

»Also, Verena, stell dich nicht so an. Du kannst mir nicht erzählen, dass du deiner Mutter oder mir immer die volle Wahrheit gesagt hast. Du erzählst ihr einfach, dass du bei mir in der Wohnung warst und dass ich starke Kopfschmerzen hatte. Das andere, das lässt du einfach aus.«

Herbert machte sich an der Kaffeemaschine zu schaffen, wechselte den Filter und füllte frisches Pulver ein. Dann drehte er sich abrupt um. »Wenn du ihr erzählst, dass ich heute nicht in der Bank war und warum, dann krieg ich wieder Vorwürfe zu hören. Und womöglich macht sie mir noch Schwierigkeiten mit Dietmar.«

»Dietmar kommt nicht allein zu dir. Du musst ihn in Innerau abholen. Und wenn du nicht nüchtern bist, lässt Mama ihn nicht mit dir gehen«, sagte Verena trocken. »Bestimmt nicht. Nur – an seinem Nachmittag darfst du nichts trinken. Absolut nichts.«

Herbert klapperte mit Tassen und Löffeln herum. Der Duft nach frisch gebrühtem Kaffee erfüllte die Küche. So hatte es an den Sonntagmorgen immer gerochen, nach Kaffee und dazu noch nach Kakao und Kuchen und nach Mamas Duschlotion und dem Rasierwasser von Paps.

»Verena, glaubst du, ich weiß nicht, dass ich mich beschissen aufführe? Dass es mir nicht Leid tut? Aber Gerlinde ist auch schuld. *Sie* wollte ihr eigenes Leben leben. *Sie* ist ausgezogen.«

Auf einmal fühlte Verena sich unendlich müde. Das war es, was Sabine immer behauptete. Im Grunde suchte Papa

die Schuld immer bei den anderen. Sie hatte einfach keine Kraft mehr, Paps die Wahrheit ins Gesicht zu schreien: Mama ist ausgezogen, weil du getrunken hast. Immer und immer wieder, trotz aller Versprechungen. Und weil du sie geschlagen hast in deinen Räschen. Und immer Besserung geschworen, aber die Schwüre nie gehalten. Nie. Nie. Sie drehte sich um und stürmte hinaus. Beinahe wäre sie mit Frau Weißbach zusammengeprallt, die vor der Tür stand und offensichtlich im Begriff war, anzuläuten.

»Schau, Verena, hier, das ist für Dietmar. Eine Kiste für seine Schätze. Wir haben sie letzte Woche gebastelt. Das Wetter war ja miserabel. Die Kinder und ich auch, wir wollten Dietmar eine Freude machen. Wir vermissen ihn sehr.«

Sie streckte Verena eine kleine, bunt bemalte Schachtel aus Spanholz entgegen. »Oh, die ist aber hübsch«, sagte Verena. »Dietmar wird sich freuen. Danke!«

»Ist dein Papa krank?«, fragte Frau Weißbach? »Hat ihn auch die Grippe erwischt? Ich könnte für ihn einkaufen gehen.«

»Nein, nein, danke vielmals. Er hat nur wieder zu viel gesoffen!«, stieß Verena zwischen den Zähnen hervor und ließ die verblüffte Frau Weißbach in Verwirrung zurück.

Schön war die Fahrt heute mit der Eisenbahn

»Schön war die Fahrt heute mit der Eisenbahn hier heraus.
Die Sträucher an der Strecke glühen geradezu.«

Großvater stand in der Tür. Wie gewöhnlich hatte er seine helle Sportmütze auf, trug feste Schuhe und einen Parka. In der Hand hielt er ein Päckchen.

»Wie schön, dass du da bist«, sagte Gerlinde und umarmte ihn herzlich.

»Ist Sabine schon zurück? Sie hat mich letzte Woche ganz kurz angerufen. Die Verbindung war schlecht. Mir ist vorgekommen, sie hat etwas von Heimkehr gesagt.«

Großvater legte das Päckchen auf die Truhe. Es war umfangreich, und das Papier wurde von einem breiten rosa Seidenband mit riesiger Masche gehalten. Unverkennbar stammte es aus der Konditorei Guggenbühl. Dann griff er in die Manteltasche und zog ein kleines Plastiksackerl heraus. Es enthielt drei Gänseblümchen und eine Karotte.

»Heute ist es angenehm ruhig hier«, bemerkte der Großvater. Er warf einen Blick in den Spiegel und fuhr sich mit allen zehn Fingern durch sein graues Bürstenhaar.

»Ruhig ist es, weil Küchenfenster und Küchentür zu sind«, sagte die Mutter. »Aber du weißt ja, das Wichtigste ist, das

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20

Schlafzimmer geht auf die andere Seite hinaus. Da hört man den Lärm nicht.«

»Das Gemüse ist für Luno. Wo steckt er denn?« Doch da kam das Meerschweinchen schon angeflitzt, machte »grugrugru« und legte die Vorderpfoten auf Großvaters linken Schuh. Dietmar ließ das Päckchen nicht aus den Augen. Ob Großvater für alle zwei Stück Torte mitgebracht hatte? Der Größe des Päckchens nach ja. Hoffentlich waren zwei oder drei Schwarzwälderkerchen drinnen. Nur dann konnte er hoffen, auch ein Stück davon zu bekommen. Oder zwei. Alle wollten die Schwarzwälderkerchen.

Es waren vier Stück da. Vier Stück Schwarzwälderkerchen, drei Topfenstrudel, zwei Obstkuchen und eine Biskuitroulade, gefüllt mit Marillenkönfitüre.

»Aber, Vater, du hast viel zu viele Tortenstücke mitgebracht.«

»Ich habe mir gedacht, vielleicht ist Sabine wieder zurück. Die Einschreibungsfrist für die Uni läuft schon. Wenn sie wirklich studieren will ...«

Gerlinde goss den Tee in die Tassen. Sie schüttelte den Kopf.

»Der letzte Brief kam Ende August. Da hatte sie sich noch nicht entschieden. Wir haben schon darüber gesprochen, nicht wahr, Vater? Das macht mich auch nervös. Wenn man nicht weiß, wie man dran ist. Zieht sie zu uns in die Wohnung oder will sie bei Herbert leben? Oder sucht sie sich Arbeit? Dann hätte sie das Geld, eine eigene kleine Wohnung zu mieten.«

»Aber, Mama, zu Paps geht Sabine garantiert nicht zurück. Das ist doch klar!«

»Nun ja, dort hätte sie genügend Platz. Das Kinderzimmer steht leer. Und Herbert wäre nicht ganz allein. Er sagt, er hält das Alleinsein schlecht aus.«

Fassungslos schaute Verena die Mutter an. Meinte sie das im Ernst? Sabine bei Paps? Wo sie doch wegen ihm, nur wegen ihm, aus der Wohnung ausgezogen war und den Sommer in Frankreich verbracht hatte. Als Küchenhilfin. Sabine, die Kochen immer verabscheut hat. Auch Großvater hob überrascht den Kopf und sagte: »Also, meine Meinung ist, Herbert soll nur einmal schauen, wie er zurechtkommt. Und im übrigen bin ich überzeugt, dass Sabine lieber unter einer Brücke schläft als in der Wohnung ihres Vaters.«

»Ich dachte eben, weil wir es hier so eng haben und wenn sie studiert, hat sie kein Geld, und da wäre es doch irgendwie logisch, oder?« Gerlinde verhedderte sich.

»Natürlich wäre es logisch – unter anderen Umständen. Aber so? Porzellana, so ist es eben nicht logisch. Ganz und gar nicht.«

Großvater schien ärgerlich zu sein. Immer, wenn er ›Porzellana‹ sagte, war er ärgerlich. Das Wort stammte aus seiner Kinderzeit in Südtirol. Es war übrigens das einzige Kraftwort, das Verena je aus Großvaters Mund vernommen hatte.

»Hast schon Recht, Vater. War nur ein plötzlicher Gedanke. In der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, überlege ich hin und her und finde doch keinen Ausweg, und dann kommt man ganz durcheinander.«

Großvater warf einen besorgten Blick auf seine Tochter.

»Du solltest am Abend Kamillentee mit Honig trinken. Eine Schale Kamillentee mit Honig beruhigt und lässt einen gut schlafen. Doch nun wollen wir es uns schmecken lassen. Greift zu, meine Lieben, greift zu!«

Dietmar, der schon ungeduldig auf diese Forderung gewartet hatte, lud sich gleich zwei Stück Schwarzwälderkirsch auf den Teller.

»Dietmar! Gib das eine Stück wieder zurück. Und zwar sofort!« Mamas Stimme klang scharf und schrill.

Großvater schaute sie erstaunt an. »Lass nur, er kann mein Stück gerne haben. Für mich ist es sowieso besser, wenn ich wenig Mehlspeisen esse.«

»Du misch dich nicht ein, Vater! Herbert und du, ihr habt Dietmar immer verwöhnt. Und ich kann's ausbaden. Nun, wo ich allein mit dem Bengel bin.«

Großvater ließ seine Blicke von Mama zu Verena schweifen. Sie schüttelte unmerklich den Kopf. Sie wollte sagen: Ach, Großvater, so ist Mama nun öfter. So gereizt. So ungerecht. Aber natürlich sagte sie nichts.

»Mädchen, beruhige dich«, murmelte der Großvater. »So beruhige dich doch, mein Mädchen.« Er steckte die Hand aus, um Mamas Arm zu berühren. Aber sie zuckte zurück.

»Ich kann mich nicht beruhigen, verstehst du. Ihr könnt ja alle lieb und nett sein zu Dietmar und ihm alles durchgehen lassen, du und Herbert. Und Verena auch. Aber ich, ich habe die Verantwortung, dass etwas aus ihm wird. Dass er ordentlich tut in der Schule. Ich hab die Verantwortung!« Ihre Stimme kippte über.

Dietmar hatte das zweite Stück schon längst wieder auf die

Tortenplatte zurückgelegt. Er hockte zusammengekauert auf dem Stuhl, die Arme um die Schultern geschlungen. Seine Augen fixierten erschreckt seine Mutter.

»Ich hab mir gedacht, das Zweite ist übrig. Da hab ich es halt genommen.« Plötzlich brach er in lautes Schluchzen aus. »Das ist nur, weil mich Mama nicht mehr mag. Seit wir von daheim weg sind, mag sie mich nicht mehr! Aber ich kann gar nichts dafür. Ich wollt gar nicht von daheim weg.«

Gerlinde sprang auf. »So, ich mag dich nicht mehr. Aber du? Was machst du? Liegst mir Tag und Nacht in den Ohren, wie schlimm es ist, hier zu wohnen. Wirfst mir dauernd vor, was du alles nicht haben kannst, weil ich nicht so viel verdiene wie dein sauberer Vater!«

Plötzlich brach sie ab und warf beide Hände vor das Gesicht und drehte sich weg von der fassungslosen Familie. Ihre Schultern bebten.

Nun war auch Großvater aufgestanden. Er hob die Hände, wollte die Arme um Mutter legen, machte es doch nicht. »Gerlinde, bitte, bitte«, murmelte er.

Mama drehte sich wieder ihnen zu. Sie hatte ein Taschentuch aus der Jeanstasche gezogen und fuhr sich über die Wangen. Ihr Gesicht war blass, die Augen waren rot und verquollen.

»O Gott, was ist nur los mit mir«, flüsterte sie so leise, dass man es kaum verstand. »Entschuldigt bitte. Weiß nicht, was los ist mit mir. Bin einfach fertig. Total fertig.«

Nun schlang Großvater doch die Arme um Mutter und zog sie an sich. »Mach dir nichts draus, mein Mädchen. Das

alles ist einfach zu viel für dich. Die Umstellung. Der neue Job. Da kann jeder einmal die Nerven verlieren.«

Gerlinde schluchzte noch ein paar Mal heftig auf. Ihr Kopf lag an seinem Hals. Verena konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber am Zucken der Schultern merkte sie, dass sie noch immer weinte.

Großvater strich ihr zärtlich übers Haar. »Wird schon wieder gut. Wird alles wieder gut.«

Das hatte er zu Verena auch immer gesagt, wenn sie hingefallen war und sich die Knie aufgeschlagen hatte. Wird alles wieder gut ...

Dietmar hatte sich inzwischen beruhigt. Es saß auf seinem Stuhl und wippte hin und her. Wie rasch Dietmar seinen Kummer vergaß. Wie rasch seine Tränen trockneten. Erst rabenschwarze Verzweiflung, Tränenströme und Geschluchze und im nächsten Augenblick schon wieder obenauf. »Was meint ihr, sollten wir nicht endlich anfangen und die Tortenstückchen essen? Sonst werden sie womöglich noch alt und schimmelig.«

»Dietmar hat Recht. Und der Tee wird kalt«, sagte Großvater. »Kommt, esst! Lasst es euch schmecken.«

Es war Gerlinde, die Dietmar das zweite Stück Schwarzwälderkerch auf seinen Teller zurücklegte.

»Der Guggenbühl macht wirklich die besten Mehlspeisen der Stadt. Einfach ausgezeichnet, dieser Strudel«, sagte sie. Trotzdem aß sie nur die Hälfte und schob dann den Teller zurück.

»Gerlinde, iss deinen Teller leer«, mahnte der Großvater. »Sonst kann ich nicht glauben, dass es dir schmeckt.«

»Es schmeckt mir, aber ich kann nicht viel Süßes essen.«

»Solltest du aber! Bist schmal geworden. Sag, Gerlinde, ist die neue Arbeit so anstrengend und aufreibend?«

Gerlinde schüttelte den Kopf. »Nun ja, ich muss mich natürlich erst einarbeiten. Bin noch nicht ganz zu Hause in dieser Filiale. Und die Kunden ... Sind andere Kunden als in der Stadt.«

»Wie meinst du das? Unfreundlich? Hochnäsig, oder was?«, fragte Großvater.

»Nein, nicht hochnäsig. Und unfreundlich auch nicht. Mir kommt vor, sie schauen mich sonderbar an. Vielleicht ist es auch nur Neugier, wer weiß. Ich bin ja eine Zugezogene.«

Großvater schüttelte den Kopf. »Zugezogene, ach wo! Da brauchst du dir doch nur dieses Dorf anzuschauen. Lauter neue Häuser. Ich wette, zwei Drittel aller Bewohner sind in den letzten zehn, fünfzehn Jahren zugezogen.«

»Wenn sie so sonderbar schauen, denke ich gleich, es passt ihnen etwas nicht. Dann fürchte ich, dass sie abwandern als Kunden. Am anderen Ende vom Dorf gibt's einen zweiten Supermarkt. Der ist zudem noch größer und moderner.«

Großvater nickte. »Kann ich verstehen, dass dich das nervös macht. Die Angst, der Umsatz könnte zurückgehen. Dass der Chef womöglich dir die Schuld gibt. Weil du die Neue bist.«

»Außerdem hat es Mama hier stressiger, als sie es in Innsbruck gehabt hat«, sagte Verena. »Jetzt ist sie den ganzen Tag in der Arbeit. Von drei Viertel acht bis Viertel nach zwölf und von drei Viertel drei bis knapp vor sieben. Und

mittags kocht sie immer, damit wir etwas Warmes zum Essen haben.«

»Die Arbeit ist nicht schlimm. Ich glaube, ich bin einfach mit den Nerven herunter.«

»Du solltest Lebertran einnehmen. Jeden Morgen einen ordentlichen Löffel Lebertran. Nächste Woche bring ich dir eine Flasche mit.«

»Um Gottes willen, Vati, alles, nur keinen Lebertran. Weißt du nicht mehr, wie ihr, du und Mama, uns als Kinder damit genervt habt? Nein, Lebertran nehme ich nicht!«

»Na gut, wenn du so widerspenstig bist, komme ich nächste Woche halt mit Vitaminpillen und Bananen. Sind ebenfalls nützlich, auch wenn sie nie und nimmer die tägliche Portion Lebertran ersetzen können.«

Er lächelte, aber nur mit den Lippen. Die Augen blieben ernst. Verena glaubte, Großvater zu verstehen. Er hatte Mama ermutigt, von Paps wegzuziehen. Vielleicht fühlte er sich deshalb verantwortlich für die jetzige Schrumpffamilie? Für Mamas schlechte Verfassung?

Vitaminpräparate, Lebertran, Obst – war es das, was Mama zu ihrem Glück fehlte? Fehlte ihr überhaupt etwas? Bis auf diesen Ausbruch heute war Mama für gewöhnlich recht gefasst. Oder doch nicht? Verena musste sich eingestehen, dass sie viel zu sehr mit ihrem eigenen Leben beschäftigt gewesen war, um besonders auf Mama zu achten. Die Fahrten mit dem Zug, die vielen Dinge, die mit dem Schulbeginn zusammenhingen, neue Lehrbücher, das Einkaufen der Hefte. Und außerdem hatte sie sich für dieses Schuljahr fest vorgenommen, den Stoff von Anfang an

zu lernen. Nachhilfestunden konnten sie sich sowieso nicht leisten, also war es notwendig, nur ja nicht ins Schwimmen zu kommen. Die Tage waren ausgefüllt bis zur letzten Minute. Sie sah Mama seltener als früher. Morgens musste Mama früh aus der Wohnung gehen und wenn Verena am frühen Nachmittag nach Hause kam, arbeitete Mama oft schon wieder im Geschäft.

Verena begleitete den Großvater zum Bahnhof. Gerlinde hatte noch Wäsche zu bügeln, und Dietmar musste seine Hausaufgabe schreiben. Schweigend schritten sie nebeneinander her. Die Straße war menschenleer.

»Das Leben in einem Dorf ist eine Umstellung für Gerlinde und für euch Kinder. Wir sind immer eine Stadtfamilie gewesen. Schon meine Großeltern sind in Innsbruck geboren. Macht es dir Spaß, zwischen Misthaufen und Erdäpfeläckern zu wohnen?«

»Also, Großvater, wo siehst du denn hier einen Misthaufen? Heute gibt es keine Misthaufen mehr in den Dörfern.« Großvater blickte um sich. »Stimmt, keiner zu sehen. So was! Wo sind denn die hingekommen?«

»Erdäpfeläcker gibt es auch keine.«

»Dafür eine lange Straße und links und rechts Dutzende Einfamilienhäuser mit Gärtchen und Thujenhecken. Versteh ich nicht, warum man derart unsägliche Siedlungen bauen muss. Was ist denn los mit unseren Architekten? Innerau ist wohl nur mehr ein öder Vorort von Innsbruck, wie?«

»Im alten Dorf drinnen stehen noch die Kirche und das Widum, der schöne alte Hof, in dem der Pfarrer wohnt.

Den Friedhof haben sie verlegt, zum Waldrand hinauf. Dafür gibt es um die alte Volksschule herum zwei oder drei alte Bauernhäuser mit Ställen und Stadeln. Die haben tatsächlich noch Misthaufen. Wenn du nächstes Mal kommst, machen wir einen Spaziergang ins alte Dorf.«

»O ja, das mach ich gerne. Vielleicht kann auch Gerlinde mitkommen. Bewegung in frischer Luft, das wird ihr gut tun.«

Verena lächelte. Bewegung in frischer Luft, Lebertran, Honig, viel Schlaf – das waren Großvaters Heilmittel gegen jegliche Übel.

»Halte durch!«, sagte Großvater zum Abschied und winkte ihr vom offenen Fenster aus zu, bis sein Waggon hinter den Bäumen verschwand.

Gerlinde schloss die Tür hinter sich

Gerlinde schloss die Tür hinter sich und ließ sich auf der Sitzbank nieder. »Das war wieder ein Tag! Regina ist krank geworden, ausgerechnet am Dienstag! Da kommen die meisten Lieferungen. Deshalb habe ich mithelfen müssen, Regale einzuräumen. Regal einräumen, bis die Schlange an der Kasse zu lang war, dann schnell, schnell die zweite Kasse aufmachen und nach einer halben Stunde wieder zurück an die Regale.«

Verena stellte Wasser auf. »Ich koche Tee, Mama. Heißer Tee wird dir gut tun.«

»Danke, Verena, du bist ein Schatz!« Gerlinde schlüpfte aus den Schuhen und legte die Füße auf den Schemel. »Eine Tasse Tee und ein paar Minuten Ruhe, danach sehne ich mich schon den ganzen Nachmittag.«

Dietmar wetzte auf seinem Sessel hin und her. Er konnte es nicht mehr aushalten. »Mama, weißt du, wer heute angerufen hat? Das errätst du nie!« Reny hatte er es schon erzählt. Sie verlangte immer, Mama ein paar Minuten Ruhe zu gönnen, bevor er sie mit Neuigkeiten überfiel.

»Vielleicht Sybille? Will sie dich besuchen, mitsamt ihrem Meerschweinchen?«

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20

Dietmar schüttelte den Kopf, dass ihm sein Wuschelhaar um die Ohren flog. »Nein, nein. Rate weiter!«

»Großvater?«

»Nein, Sabine! Sabine hat angerufen! Du warst vielleicht eine Viertelstunde weg, da hat das Telefon geläutet. Sie hat aus Frankreich angerufen. Sie ist für zwei Tage bei einer Freundin in Dijon. Dijon glaube ich, hat sie gesagt. Nur auf Durchreise. Die Freundin hat sie in Meribel kennen gelernt. Wo sie gearbeitet hat.«

»Gott, kommt das Mädchen herum! Paris, den Sommer über in Meribel, jetzt Dijon! Wie geht es ihr? Gesund wird sie wohl sein, hoffentlich!«

»Weiß ich nicht. Schätze schon. Darüber hat sie nicht gesprochen.«

»Wie ist sie denn zu unserer neuen Telefonnummer gekommen?«

»Sie hat in unserer alten Wohnung angerufen. Paps war da und hat ihr alles erzählt. Dass wir ausgezogen sind. Er hat ihr unsere Telefonnummer gegeben. Sie will heute am Abend versuchen, dich zu erreichen. Schöne Grüße soll ich dir ausrichten. Auch Reny hat sie schöne Grüße geschickt und Großvater.«

»Großvater habe ich schon gesagt, dass Sabine angerufen hat«, sagte Verena. Sie stellte Zuckerdose, Tassen und einen kleinen Teller Kekse auf den Tisch. »Ich glaube, er freut sich mindestens so wie wir, dass sie wieder heimkommt.«

»Kommt sie denn heim?«, fragte Gerlinde. »Ich kann es kaum mehr glauben. Hat sie es versprochen?«

»Klar kommt sie heim. Sie hat ausdrücklich gesagt: Ich bring dir etwas Schönes mit. Und ich habe gefragt: Was bringst du mir mit? Aber sie hat nur gelacht und gesagt: Das ist eine Überraschung und wird nicht verraten!«

»Hat sie gesagt, dass sie zu uns heim will? In unsere Wohnung? Oder hat sie nur allgemein geredet, von Innsbruck und so?«, fragte Gerlinde.

»Das hat Dietmar nicht herausgehört«, sagte Verena.

»Aber wenn sie am Abend noch einmal anruft, dann werden wir es erfahren. Jedenfalls, Platz haben wir schon für Sabine – oder, Mama? Wir müssen halt ein wenig zusammenrücken. Ich, also ich wäre wahnsinnig froh, mit Sabine zusammen zu wohnen.«

Gerlinde schien nicht zu merken, dass sie ein Keks schon total zerbröselt hatte und nun zum nächsten griff, um ihm dasselbe Schicksal zu bereiten. Schließlich schob sie die Brösel zu einem Häufchen zusammen und sagte: »Ich habe auch eine Neuigkeit. Ich soll für eine Woche nach Salzburg, in die Schulungszentrale.«

Dietmar riss die Augen auf. »Schulungszentrale? Was ist denn das? Willst du wieder in die Schule gehen, Mama?«

»Ich weiß nicht, ob ich will«, sagte Gerlinde. »Der Chef hat gemeint, diese Schulung sei die Voraussetzung, dass ich seinen Job bekomme. Im Oktober findet der erste Kurs statt, Anfang Jänner der zweite, dazwischen gibt's ein paar Schulungsabende in Innsbruck.«

Nun war es an Verena, sich zu wundern. »Wieso will der Chef, dass du seinen Job kriegst? Das versteh ich nicht.«

»Ganz einfach. Er übernimmt die Stelle des Filialleiters im

Supermarkt Oberperfuß. Das Geschäft dort ist mindestens dreimal so groß wie unseres. Der bisherige Leiter hat überraschend gekündigt. Er will nach Graz gehen, weil seine Frau eine Steirerin ist und sich hier nicht wohl fühlt.«

»Aber, Mama, das ist ja toll! Dann bist du die Chefin. Du trägst Verantwortung. Die Arbeit ist interessanter. Du machst Karriere!«

»Es ist alles noch nicht sicher. Der Chef hat mir gesagt, dass er sich für diese Lösung einsetzen will. Aber entscheiden kann er das nicht selbst. Dafür sind Höhere zuständig.«

»Wann ist denn dieser Kurs?«

»Der nächste fängt am 27. Oktober an. Ist noch Zeit bis dahin. Aber ich müsste mich schon kommende Woche anmelden.«

»Also, Mama, das musst du unbedingt machen«, rief Verena. »Sabine wäre bestimmt auch dafür. Wenn sie bei uns wohnt, ist sowieso alles geritzt und wenn nicht, dann bleiben wir, Dietmar und ich, diese Zeit eben allein. Kein Problem.«

»Wir könnten auch zu Paps ziehen, für diese Woche. Das wäre echt megacool«, meinte Dietmar.

»Das kommt nicht in Frage. Da verzichte ich eher auf den Kurs«, sagte Gerlinde. Ihre Augen verengten sich.

Dietmar zog den Kopf ein. Er fragte nicht, warum Gerlinde so sehr dagegen war. Auch Verena fragte nicht. Aber sie wunderte sich. So lange hatte Mama gezögert, von zu Hause wegzugehen, und nun brachte sie allein der Vorschlag, ihre Kinder für eine Woche der Obhut des Vaters anzuvertrauen, in Wut. Hatte sie von seinem letzten Ab-

sturz erfahren? Wenn, dann nicht von ihr. Verena hatte keine Silbe über jenen grässlichen Nachmittag verloren.

»Okay, okay!« Verena bemühte sich, Gerlinde zu beruhigen. »Wir bleiben hier. Du kannst dich unbesorgt anmelden. Dietmar und ich, wir schaukeln das Ding schon, nicht wahr, Dietmar?«

»Ich werde euch jeden Abend anrufen. Auch ihr könnt mich, falls irgendetwas passiert, telefonisch erreichen. In drei bis vier Stunden kann ich zurück sein.«

»Außerdem haben wir auch noch Großvater«, sagte Verena. »Auf Großvater können wir zählen.«

Gerlinde griff nach dem dritten Keks, aber das zerbröselte sie nicht. »Gut. Dann melde ich mich an. Aber wenn ich mich anmelde, muss ich fahren. Da gibt es kein Zurück mehr.«

»Braucht es auch nicht. Du fährst – und aus.«

»Es gibt allerdings auch eine Vorbereitung. Die Unterlagen kann ich morgen schon bekommen. Vermutlich werde ich jeden Abend lernen müssen.«

O je, da wird unser Leben und das von Mama noch stressiger, dachte Verena. Aber sie behielt ihre Ängste für sich. Dafür würde es Mama als Filialleiterin besser haben. Und sie und Dietmar auch. Eine fröhliche, weil erfolgreiche und also zufriedene Mama, mehr Geld, vielleicht einen Fernseher für Dietmar oder neue Schischuhe für Verena. Die alten hatten sie schon letzten Winter an den Zehen gedrückt. »Die Nachricht, dass Sabine heimkommt, dieser Vorschlag heute vom Chef – vielleicht ist das der Beginn einer Glückssträhne«, sagte sie laut.

Gerlinde rührte in ihrer Teetasse herum, legte dann den

Löffel hin und streckte Arme und Beine aus. »Eine Glückssträhne? Könnten wir brauchen. Dringend. Auf jeden Fall ist mir ein großer Stein vom Herzen gefallen. Keine Ängste mehr um Sabine, ob sie eine sichere Unterkunft hat, ob sie gesund ist, ob wir sie jemals wiedersehen werden. Es passieren so viele schreckliche Dinge. Und in den Nächten, wenn man wach liegt ...«

Verena schüttelte unwillig den Kopf. »Wenn du dir nur unnötig Kummer machen kannst, Mama! Wir haben doch gewusst, dass Sabine ihr Leben in den Griff gekriegt hat.«

»Nun ja, jetzt ist das alles vorbei. Sabine kommt zurück. Das ist das Wichtigste. Es bedeutet auf jeden Fall eine Hilfe für die Woche, die ich in Salzburg sein werde.«

»Klar! Du kannst in aller Ruhe zu deinem Kurs fahren und brauchst dir absolut keine Sorgen um uns zu machen.«

Doch Dietmar schien sich da noch immer nicht so sicher zu sein. »Wer wird überhaupt kochen in der Woche? Weiß der Großvater, wie man Pasta asciutta macht?«

»Aber ja, der Großvater kocht prima!«, sagte Gerlinde. »Er kann Dutzende von verschiedenen Speisen zubereiten. Du wirst schon sehen.«

»Wir werden ab und zu sogar französisch speisen. Hast du vergessen, dass Sabine den Sommer über in einer Küche gearbeitet hat?« Verena lachte. »Cool, was?«

Doch so leicht war Dietmar nicht zu überzeugen. »Wer weiß, was den Meribern schmeckt! Die Franzosen essen sogar Schnecken. Habe ich im Fernsehen gehört. Wenn die Mama schon nicht kocht für uns, ist mir lieber, der Großvater kocht. Schnecken esse ich bestimmt keine!«

»Brauchst du nicht. Aber ich verspreche, sobald ich zurück bin aus Salzburg, eine riesige Portion Pasta asciutta für dich zu kochen. Zufrieden?«

Dietmar nickte gnädig, und damit war das schwierige Problem der Ernährung eines mutterlosen Buben Erfolg versprechend gelöst.

Ein Eurocity donnerte vorbei.

1 Ein Eurocity donnerte vorbei. Wien – Zürich. Der hielt
2 nicht in einem so unbedeutenden Bahnhof wie Innerau.
3 Dann trat der Lautsprecher in Aktion, und der Lokalizug
4 Innsbruck – Telfs wurde ausgerufen. Verena trat aufgeregt
5 von einem Fuß auf den anderen. Vier Monate hatte sie Sa-
6 bine nicht mehr gesehen. In vier Monaten kann sich ein
7 Mensch sehr verändern. Besonders, wenn er so viel erlebt
8 hatte wie Sabine. Die Flucht von zu Hause nach Paris,
9 Saisonarbeit in Meribel, einem Kurort in den französi-
10 schen Alpen, Heimreise quer durch Frankreich mit diver-
11 sen Zwischenstationen.
12 Aber auch ich habe einiges erlebt, dachte Verena. Auch
13 wir sind von zu Hause weg, wenn auch nicht heimlich,
14 sondern in aller Offenheit und unter Protest des Vaters.
15 Habe ich mich verändert? Und Dietmar? Seine Albträume
16 jedenfalls waren seltener geworden, das Weinen mitten in
17 der Nacht, sein Schluchzen. Ebenso das Bettnässen. Mama
18 hat ihre Gewohnheiten verändert. Zu Hause in der
19 Edergasse hatte sie die Abende meist vor dem Fernseher
20 verbracht. Mit Paps zusammen, oder, wenn der unterwegs
war, allein. Auch die ersten Wochen hier im Dorf war Ger-

linde am Abend entweder gleich ins Bett gegangen, oder sie hatte es sich in der Küche bequem gemacht, die Füße auf einen Stuhl gelegt und Modezeitschriften durchgeblättert. Sie brachte sie abends leihweise aus dem Geschäft herauf und nahm sie morgens wieder mit.

Seit drei Tagen war es mit diesem Vergnügen vorbei. Nachdem Gerlinde das Licht im Kinderzimmer gelöscht und Dietmar das letzte Gute-Nacht-Bussi bekommen hatte, holte sie die Lehrbücher heraus und ließ sich damit an ihrem provisorischen Schreibtisch im Wohnschlafzimmer nieder. Verena las, Gerlinde lernte. Wollte Verena Radio hören oder ebenfalls lernen, zog sie sich in die Küche zurück, ging dort mit Hilfe von Kopfhörern ihrem Vergnügen nach oder ackerte ihr Pensum durch.

Der Zug fuhr ein und blieb mit mächtigem Gekreische stehen. Viele Leute, meist Pendler, die von der Arbeit kamen, füllten den Bahnsteig. Verena lief die Waggon entlang, um zu schauen, wo Sabine blieb.

»Hallo, Schwesterchen«, sagte da eine Stimme, und zwei weiche, kräftige Arme legten sich um ihre Schultern.

»Du bist ja größer geworden«, war das Erste, was Verena sagen konnte.

»Das kommt dir nur so vor!«, erwiderte Sabine. »Aber du, du bist tatsächlich gewachsen!« Sie hielt sie ein wenig von sich ab. »Und braun bist du! Deine Sommerfarbe stammt aus Lignano, oder? Du warst jedes Jahr noch schön braun, als wir anderen schon lange kreidebleich durch den Herbst schlichen.«

Sabine trug noch immer dieselbe Frisur, blonde, schulter-

lange Locken, um die Verena sie immer ein bisschen beneidet hatte, und dieselbe, mit einer schmalen Fassung versehene Brille. Ihre Jacke war neu und schick, von dunkler Farbe, echt französisch.

Sie hoben die Reisetasche und einen länglichen und ziemlich schweren Karton auf und schleppten beides dem Ausgang zu.

»Du bist ja toll beladen. Was ist denn da drinnen?«, fragte Verena. Sabine lachte nur. »Ein Geheimnis. Wird später gelüftet.«

Verena hatte glücklicherweise ihr Fahrrad mitgebracht. Sie hievten das Paket auf den Träger und zurrten es fest. Die Reisetasche hängten sie über die Fahrradgabel, und so zogen sie los. Sabine schaute sich um. »Sind ja lauter neue Häuser hier, lauter Einfamilienhäuser, eine richtige Siedlung«, meinte sie. »Gefällt es dir in Innerau?«

Die Sonne war hinter dicken grauen Wolken verschwunden. Ein kalter Wind blies durch die Straßen, zauste an den Hecken der kleinen Vorgärtchen und entblätterte die letzten Rosen. Verena zog sich die Mütze tiefer ins Gesicht.

»Na ja, das hier ist die neue Siedlung. Das alte Dorf ist schöner, aber Mama war froh, die Wohnung über dem Supermarkt bekommen zu haben. Total billig, weil es eine Dienstwohnung ist. Ein bisschen eng, aber wir haben alle Platz, du wirst schon sehen.«

Ein paar Schritte trotteten sie schweigend neben einander her. Waren sie sich fremd geworden? Dabei hatte Verena oft davon geträumt, wie schön es wäre, mit Sabine alles bereiden zu können. Vor allem die Sache mit Robert. Den Mit-

schülerinnen konnte sie sich nicht anvertrauen, die waren samt und sonders erfolgreich in Sachen Liebe. Die würden nur mitleidig lächeln über das Aschenbrödel Verena. Sabine würde vielleicht auch nicht erklären können, warum Robert nie geschrieben hatte, obwohl sie sich in Lignano so gut zu verstehen schienen, aber es wäre schon tröstlich, einfach über ihn reden zu können.

Dieser Abend auf der Dachterrasse des Hotels und dann der nächtliche Trip, immer am Meer entlang. Sie hatten geschmust und sich geküsst und wenn sie daran dachte, wurde ihr immer noch ganz zappelig und heiß. Sie hatten ihre Adressen getauscht, aber sie hatte seine in dem ganzen Durcheinander des Kofferpackens und der Heimreise verloren. Er hatte gesagt, dass er nie mehr nach Lignano kommen werde. Ab nächsten Sommer wolle er andere Ziele ansteuern. Ferne Länder, exotische Strände, nicht so etwas beinahe Gewöhnliches wie das Adriatische Meer. Aber sie würde vielleicht auch nicht nach Lignano kommen, fiel ihr plötzlich ein. Nur aus anderen Gründen. Wenn Mama von Paps getrennt blieb, könnten sie sich wahrscheinlich keinen Urlaub mehr leisten. Der Lohn von Mama und das Geld von Papa reichten zusammen gerade für das Notwendigste, das man zum Leben brauchte. Reisen waren da keine drinnen. Außer, Mama bekam die Stelle als Filialleiterin ...

Sabine riss sie aus ihren Träumen. »Reny, sag, ist Mama noch böse, weil ich abgehauen bin, ohne ihr etwas zu sagen?«

Böse? Greifbar standen die Ereignisse nach Sabines Ver-

schwinden vor ihr. Der Abend, an dem sie Sabines Brief mit der Botschaft, sie sei abgehauen, unter dem Kopfkissen gefunden hatte. Ihre Enttäuschung, dass Sabine sie in Stich ließ, das Gefühl der Verlassenheit. Dietmars dünne Stimme: »Was ist, wenn Sabine überhaupt nicht mehr heimkommt?« Die Angst der Eltern, denen sie auf Sabines briefliche Bitte hin die zwei ersten Tage nichts erzählen durfte. Das von ihr fingierte Telefongespräch, um Mama zu beruhigen: »Sabine hat angerufen, sie ist in Frankreich, es geht ihr gut, sie ist einfach fortgegangen, weil sie allein sein will. Einen Sommer lang allein sein.« Mamas Verzweiflung, dass sie dieses Telefongespräch versäumt hatte: »Warum habe ich gerade jetzt staubsaugen müssen? Immer laufe ich zum Telefon, ausgerechnet diesmal habe ich es überhört«. Und: »Ich hätte so gerne ihre Stimme gehört.«

»Es war ein Schock. Für uns alle. Auch für Paps.«

»War nicht fair, heimlich abzuhauen. Ich weiß. Aber es hat mir einfach gereicht. Mama mit ihrer ewigen Hoffnung, dass Vater sich ändert, und dann kommt er wieder betrunken heim und schlägt sie. Und sie verzeiht und verzeiht und hofft und hofft, aber alles wird nur noch schlimmer und schlimmer.«

»Dietmar und ich, wir haben da weiterleben müssen!«, sagte Verena. »Ohne dich. So weit hast du nicht gedacht, wie?«

»Aber du kannst doch mir nicht die Schuld geben an dem, was zwischen den Eltern läuft. Weiter in der Familie zu leben – ich wäre kaputt gegangen. Ich habe gespürt, dass ich diese Chance nützen muss. Die Matura absolviert, der Sommer da, ich musste weg.«

Sabine verstummte. Auch Verena schob schweigend ihr Rad. Schließlich versuchte Sabine eine weitere Erklärung. »Natürlich hatte ich ein schlechtes Gewissen. Dir gegenüber. Und Dietmar hat mir auch Leid getan. Ist ja klar. Aber manchmal muss man etwas tun, auch wenn es den anderen weh tut. Nun bin ich ja wieder da.«

Stimmt, Sabine war wieder da. Und statt dass Verena sich freute, machte sie ihr Vorwürfe. Immer wieder passierte ihr das: Sie sagte Dinge, die sie gar nicht sagen wollte, die sie so nicht einmal gedacht hatte. Sie schaute auf die junge Frau an ihrer Seite, die große Schwester. Sie hatte sie oft bewundert, weil sie mutig war und hübsch, hatte sie beneidet, war eifersüchtig gewesen, und manchmal hatte sie Sabine auch gehasst. Sabine war stark. Sie überlegte und fasste einen Entschluss und handelte danach. Aber ich, dachte Verena, indem sie versuchte, das Fahrrad in Balance zu halten, ich zögere oft und zaudere und kann mich zu nichts durchringen. Wie Mama.

»Eigentlich bin ich wahnsinnig froh, dass ich wieder bei euch bin«, sagte Sabine. »Und vor allen Dingen bin ich froh, dass ich, wenn ich euch sehen will, Papa nicht zu sehen brauche. In der alten Wohnung hätte ich euch sicher nicht besucht.«

Da leuchtete ihnen schon das Logo des Supermarktes entgegen. Die Neonröhren, aus denen die riesigen roten Buchstaben zusammengesetzt waren, brannten Tag und Nacht. »Praktisch! So findet man immer heim«, lobte Sabine, und als Verena die Wohnungstür aufsperrte, rief sie: »Wumm! Großartig! Eine tolle Wohnung!« Selbst Verena spürte,

dass ihre Schwester maßlos übertrieb. Sie wollte wohl freundlich sein.

Gerlinde riss die Küchentür auf und nahm ihre Tochter in die Arme. »Du bist dünner geworden«, stellte sie fest. »Aber nun bist du ja daheim, und ich kann dich aufpäppeln.«

Sabine lächelte verlegen. »Ich habe nur meinen Babyspeck verloren. Das passt schon so.«

Dietmar stand daneben und schaute seine Schwester mit großen Augen an. »Hallo, Brüderchen. Also, du bist wirklich ein Stück gewachsen! Wie schön, dich wiederzusehen!« Sie hob ihn auf, kräftig war sie immer schon gewesen, und stemmte ihn über ihren Kopf. Er zappelte, lachte, zauste ihr die Haare.

Gerlinde hatte Rindsrouladen gekocht mit Bandnudeln und Salat, ein Essen, das Sabine liebte. Sogar eine Flasche Rotwein – französischen – hatte sie entkorkt, und alle stießen miteinander an. Selbst Dietmar bekam zum ersten Mal in seinem Leben ein kleines Gläschen, verdünnt mit viel Wasser und stark gesüßt.

Sabine sparte nicht mit Komplimenten. Sie rühmte die Speisen, den Wein, Mamas Frisur, die Lage des Dorfes, so nahe bei der Stadt, dass Verena die alte Schule besuchen konnte, die Hainbuche im Nachbargarten und Dietmars Aussehen. Dann packte sie ihre Geschenke aus. Gerlinde bekam eine Seidenbluse, französische Marke, Verena einen schicken Pulli, ebenfalls französisches Fabrikat, und Dietmar ein Snowboard, violett und schwarz, mit einem riesigen gelben Kometen an der Oberseite: Der Inhalt des Kartons, über den sich Verena am Bahnhof den Kopf zer-

brochen hatte. Dietmar geriet fast außer sich. »Ein Snowboard! Das wünsche ich mir schon sooo lange! Das ist ja schöner als Weihnachten!«

Gerlinde schüttelte den Kopf. »Aber Sabine, da hast du ja das gesamte Geld, das du im Sommer verdient hast, wieder ausgegeben!«

»In Frankreich verdient man besser als in Tirol.«

Nicht einmal das Meerschwein hatte Sabine vergessen. Es bekam eine dicke gelbe Karotte. Später wurde die Heimgekehrte durch die Wohnung geführt. Sabine übersah geflissentlich die weniger schönen Seiten der Wohnung: fleckiges Linoleum in Küche und Flur, Verkehrslärm, der durch die geschlossenen Fenster zu hören war, abgestoßene Fliesen und den fleckigen, halbblinden Spiegel über dem Waschbecken im Badezimmer. Bewunderte dafür alles Übrige: das Wohnzimmer, in dem Mamas Bett tagsüber als Diwan getarnt stand, mitsamt dem Brett, gelagert auf vier stabile Obstkisten, das ihr als Schreibtisch diente. Das Blumenkistchen vor dem Küchenfenster, nun im Herbst mit Latschen angefüllt, die einen Hauch von grünem Garten zauberten, das Zimmer, in dem Verena und Dietmar schliefen, und das Schreibpult an der Fensterseite. Als ihr Blick auf den Pierrot fiel, den Verena seit Sabines Abreise zu sich genommen hatte und als ihren betrachtete, erklärte Verena hastig: »Ich hab ihn aus der alten Wohnung mitgenommen. Aber er gehört natürlich nach wie vor dir.« Sabine nahm ihn vom Bett und fuhr ihm mit dem Zeigefinger übers Gesicht. »Nein, nein, behalte ihn nur. In meinem Zimmerchen habe ich sowieso keinen Platz.«

»Zimmerchen?«, fragte Gerlinde. »Welches Zimmerchen?«
»Ich habe unglaubliches Glück. Natalia, du kennst sie, sie war ab und zu bei uns, ist im Sommer in die Wohnung ihrer verstorbenen Uroma gezogen. Sie stellt mir ein Zimmer zur Verfügung. Winzig, aber es genügt. Ich brauche gar nichts zu zahlen, weil ich ihr bei der Betreuung ihres Babys helfe.«

Verena war enttäuscht. Warum hatte Sabine nicht erst mit der Familie gesprochen? Auch Gerlindes Stimme klang verstimmt, als sie sagte: »Wir hätten doch Platz gehabt für dich. Es ist eng, aber wir hätten es einrichten können. Ich habe mich erkundigt, bei einer Kollegin, die sich in diesen Dingen auskennt. Eine Gipswand, zum Beispiel, ist leicht zu montieren ...«

»Bei uns bräuchtest du nichts zahlen und auf kein Baby aufpassen«, rief Dietmar. »Da hättest du es schöner. Babys können ganz schön nervig sein.«

Sabine lachte. »Nervig werden die Babys erst später, wenn sie gar keine Babys mehr sind. So mit ein, zwei Jahren, wenn sie krabbeln und kraxeln und einen den ganzen Tag auf Trab halten. Dieses Baby ist erst vier Wochen alt und dazu noch ein Mädchen.«

»Also, wenn du mich fragst, ich habe nie verstehen können, warum die Leute auf die Idee kommen, dass Mädchen braver wären als Buben«, sagte Gerlinde. »Sie klettern zu hoch, laufen zu schnell, reden mit ihren hohen Stimmchen den ganzen lieben Tag und fragen, fragen, fragen ...«

»Falls das Zusammenleben mit Natalia nicht klappt, kann ich immer noch auf euer Angebot zurückkommen«,

unterbrach Sabine ihre Mutter. »Bis dahin besuchen wir uns gegenseitig. Großvater habe ich auch schon besucht. Gestern Nachmittag. Wir sind am Inn entlangspaziert. Schöne Grüße soll ich ausrichten.«

Es gab viel zu erzählen, von Paris, der Saisonarbeit in den französischen Alpen, den neuen Freundschaften. Sabine zeigte sich hingerissen von Gerlindes Plan, eine Ausbildung zu machen und sich für die Stelle der Filialleiterin zu bewerben. Bis zum Abend war das Gefühl der Fremdheit, das Verena am Bahnsteig beunruhigt hatte, ganz und gar verfliegen.

Doch als sie die Schwester zum Bahnhof begleitete, konnte Verena nicht an sich halten. »Warum ziehst du nicht zu uns? Wir hatten uns schon gefreut ...«

»Weißt du, ich glaube, dass es so besser ist. Mama und ich – also, ich glaube nicht, dass wir es auf Dauer mitsammen aushalten würden.«

Es war dunkel geworden. Ein kühler, später Oktoberabend. Die Straßenlaternen schaukelten im Wind und hinter den zugezogenen Vorhängen der Häuser schimmerte Licht. Die grau-schwarze Tigerkatze der Nachbarin hatte ihren bevorzugten Platz eingenommen. Sie saß auf dem Pfosten des hinteren Gartenzauns, und ihre Augen leuchteten durch die Nacht.

»Was hast du denn noch immer gegen Mama?«, fragte Verena. »Jetzt hat sie doch bewiesen, dass sie nicht immer nur kuschelt. Sie hat Paps verlassen.«

»Lange genug hat sie gebraucht. Sie hätte schon viel früher gehen sollen. Und außerdem – sie sind noch nicht einmal

geschieden. Wer weiß, ob sie nicht wieder zusammenziehen.« Sie verstummte einen Augenblick. »Über Paps haben wir überhaupt nicht gesprochen heute Nachmittag«, stellte sie überrascht fest.

»Paps möchte, dass wir zurückkommen. Er meint, das wäre für alle bequemer. Und wir hätten mehr Geld. Jeden Donnerstag trägt er mir auf, Mama zu grüßen. Und immer schickt er etwas mit, eine Bonbonniere, einen Frauenkrimi, ein paar Blumen.«

»Na, siehst du. Die alte Masche! Womöglich bringt er es zustande, sie lässt Job Job sein, lässt sogar die geplante Ausbildung fahren und kriecht wieder ins warme Nest zurück.«

»Du warst immer schon nachtragend«, stellte Verena fest.

»Ach wo. Ich trage Mama nichts nach. Gar nichts. Ich kann mir schon vorstellen, wie schwierig diese Entscheidung für sie war«, sagte Sabine.

»Ist noch immer schwer«, sagte Verena. »Heute war Mama gut aufgelegt. Aber sonst ist sie oft gestresst und nervös und ungerecht.«

»Eben. So ist es gescheiter. Ihr und ich, wir können uns gegenseitig besuchen. Wir können gemeinsam Verschiedenes unternehmen, schwimmen gehen oder Eis laufen im Winter oder Rodeln.«

Ihr und ich, schoss es Verena durch den Kopf. Natürlich, Sabine zählt sich nicht mehr *wirklich* zu uns. Zu unserer Familie. Einen Augenblick presste sie die Lippen zusammen. Dann war es vorbei. Wenigstens war Sabine zurückgekommen. Laut sagte sie: »Au ja, das wird fein. Wir ma-

chen einen richtigen Rodelausflug. Alle zusammen. Mama, du, Dietmar und ich.«

»Na ja, das wird noch dauern, bis es schneit«, sagte Sabine und sprang in den Zug. »Servus. Bis übermorgen. In Innsbruck!«

Verena sah zu, wie Paps langsam, gewissenhaft ...

1 Verena sah zu, wie Paps langsam, gewissenhaft und um-
2 ständlich das Auto vor dem Haus parkte. Er stieg aus, be-
3 gutachtete den Abstand zwischen seinem Wagen und den
4 beiden links und rechts davon. Dann ging er langsam um
5 die Ecke auf die Eingangstür zu. Bald darauf schellte die
6 Glocke.

7 »Dietmar, Paps ist da«, rief sie und lief, die Tür aufzuschlie-
8 ßen. Sie führte Paps in die Küche. »Komm, setz dich«, sagte
9 sie, förmlich, als sei er ein gewöhnlicher Gast. »Magst du
10 Kaffee?«

11 »Gerne.« Er ließ sich am Tisch nieder. Den Stuhl rückte er
12 so, dass er die Küche überblicken und gleichzeitig den
13 obersten Gipfelaufbau des Solstein sehen konnte; zweifel-
14 los das Schönste, was dieser Raum zu bieten hatte. Dietmar
15 fegte die Hefte in seine Schultasche. »Was machen wir
16 heute, Paps?«, erkundigte er sich.

17 »Ich habe einen Drachen gekauft. Er liegt im Auto. Wir
18 können auf die Felder hinausfahren und ihn steigen las-
19 sen. Der Wind dürfte passen.«

20 »Megageill!«, rief Dietmar. »Ich hol mir den Anorak, und
dann zwischen wir ab.«

»Moment, Moment. Ich will noch meinen Kaffee austrinken.« Herbert ließ sich Zeit, gab noch ein halbes Löffelchen Zucker in die Tasse, rührte um. Dann wandte er sich an seine Tochter: »Wo ist Sabine? Sie hat am Telefon eure neue Adresse verlangt. Ihr kommt gut mit ihr zurecht, oder?«

»Sabine wohnt nicht bei uns. Wusstest du das nicht?«

Herbert schüttelte den Kopf. »Mir erzählt man nichts.«

Als er von Sabines neuer Unterkunft erfahren hatte, meinte er, es wäre gescheiter gewesen, sie wäre zu ihm gezogen oder in diese Wohnung.

»Von hier müsste sie jeden Tag mit dem Zug zur Uni fahren. Allerdings, an die Fahrerei gewöhnt man sich. Mir macht sie eigentlich nichts mehr aus.«

»Dir geht es gut! Du bist ja in deiner Schule geblieben! Aber ich werde mich nie an diese öde Schule gewöhnen. Nie!«

Dietmar stand, bereits in Anorak und Schnürschuhen, unter der Tür.

»Ach geh«, sagte Verena, »in der Volksschule hast du auch immer gejammert und dich über die Aufgaben beschwert. Glaubst du, in der Rennerschule hättest du's bequemer?«

»Die Lehrer sind noch immer nicht gescheiter geworden?«, fragte der Vater und lachte.

»In der Rennerschule wäre ich mitten unter meinen Freunden. Da ist alles leichter.«

»Du wirst schon noch Freunde gewinnen«, sagte Verena. Sie ärgerte sich. Dietmar bestärkte den Vater doch nur in seiner Überzeugung, Mama hätte einen Fehler gemacht, indem sie übersiedelt war. Bevor er weiter reden konnte, erklärte Verena heftig: »Wir leben nun einmal da in diesem

Kaff, und du gehst hier zur Schule und musst hier zurecht kommen. Tausende Kinder wechseln ihre Schulen. Schule wechseln ist überhaupt nichts Besonderes.«

»Wo ist denn eure Mutter eigentlich? Bei einer ihrer – äh, Freundinnen? Vielleicht bei der Frau Kramer?«

Verena wusste, dass Frau Kramer zu Vaters Feindbildern gehörte. Die Familien hatten sich in Lignano kennen gelernt, Frau Kramer hatte Mama ein bisschen aus ihrem Leben erzählt und vom Frauenhaus. Seither argwöhnte Herbert, dass in erster Linie sie schuld sei an Gerlindes Entschluss, ihn zu verlassen. Unwillig erwiderte Verena: »Mama arbeitet.«

»Am Samstagnachmittag?«

»Die halten nun auch hier in dieser Filiale bis fünf offen.«

»Dann wird sie wenigstens da sein, wenn wir zurückkommen, was, Dietmar?«, sagte Herbert und stand auf. »Sag ihr derweil einen schönen Gruß. Gegen sechs sind wir zurück.«

Sie standen bereits um halb sechs vor der Tür, durchgefroren, mit roten Nasen und windzerzausten Haaren. »Kann ich vielleicht eine Tasse Tee haben?« Und im gleichen Atemzug: »Gerlinde ist noch nicht daheim, wie? Der Supermarkt hat doch schon zu.«

»Sie muss jeden Augenblick kommen. Der Lerchner will, dass sie dabei ist, wenn er den Abschluss macht, das dauert manchmal.«

»So? Warum eigentlich?«

»Oft stimmt etwas nicht.«

Dietmar zog die Windjacke aus und warf sie auf einen

Stuhl. »Häng sie an den Haken, Dietmar«, sagte Herbert. »Deine Mama wird nicht hinter dir herräumen wollen, wenn sie von der Arbeit nach Hause kommt.«

Dietmar gehorchte und verschwand im Kinderzimmer.

»Wie war's?«, fragte Verena. »Leg doch ab, Paps.«

»Wir haben Spaß gehabt«, antwortete der Vater. »Manchmal glaube ich, Dietmar ist der Einzige in der Familie, der mich noch mag.«

Verena biss sich auf die Lippen. Was sollte sie sagen? Protestieren? Oder zustimmen? Sie wusste selbst nicht, ob sie Paps noch mochte oder nicht. Wenn sie im Café Heiner saßen und ihren mittäglichen Toast oder ein Stück von dieser berühmten vielfarbigen Baumstamm-Torte verzehrten, kam ihr Paps wieder so vertraut und lieb vor, wie er früher gewesen war. Doch dann fiel ihr Blick auf seine zu Fäusten geschlossenen Hände, so wie jetzt, und sie musste sich abwenden, und ihr Herz erstarrte.

Die Tür ging auf, sie wurde einer Antwort enthoben. Mama schaute müde aus, aber ihre Frisur war tipptopp und im Ausschnitt der Bluse funkelte das schmale Goldkettchen mit dem Rubin.

Herbert sprang auf und ging Gerlinde ein paar Schritte entgegen. »Verena ist so nett und macht mir einen Tee. Wir könnten alle zusammen Tee trinken, oder?«

»Ich wasch mir nur schnell die Hände«, sagte Gerlinde und machte auf dem Absatz kehrt.

Dann saßen sie um den Tisch, alle vier, wie früher. Die Fenster trugen bereits neue Vorhänge, blaue mit grünen Streifen, die zugezogen besonders hübsch aussahen.

Der Dampf in der altmodischen Heizung blubberte, und Dietmar zappelte wie gewöhnlich auf seinem Sessel herum.

»Wie geht's?«, fragte Herbert.

»Danke, gut. Wie geht's dir?«

Verena stand am Herd und wartete, bis das Wasser zu brodeln anfing. Die Eltern hatten anscheinend vor, Konversation zu betreiben. Solange sie nur nicht anfangen, zu streiten, war alles okay. Sie hoffte, Vater würde bald gehen.

»Ich habe angefangen, die Wohnung zu renovieren. Im Bad habe ich die Plastikfliesen herausgerissen und ordentliche Kacheln verlegt.«

»Du?«, fragte Gerlinde. »Kannst du denn das?«

»Der Mann im Bauhaus, bei dem ich die Kacheln gekauft habe, hat mir geholfen. Er hat mir viele Tricks gezeigt. Ein echter Fachmann. Schaut gut aus, jetzt. Und die Lampe im Flur habe ich auch repariert.«

Also ist Paps wohl tatsächlich nicht mehr abgestürzt, überlegte Verena. Sie war seit jenem fürchterlichen Nachmittag, an dem Herr Nunar und sie ihn betrunken angetroffen hatten, nicht mehr in der Edergasse gewesen. Statt dessen hatten sie jeden Donnerstag gemeinsam das Café Heiner besucht.

»Außerdem habe ich die kaputte Waschmaschine weggebracht und eine neue gekauft. Wäscht wunderbar. Es ist jetzt sehr gemütlich geworden.«

»Was ist denn gemütlich an einer Waschmaschine?«, fragte Mama.

»Ich wüsste schon, was gemütlich ist an einer Wascha-

schine«, dachte Verena. Gemütlich daran ist, dass man es sich ersparen kann, mit einer Reisetasche voller Wäsche nach Innsbruck zu fahren, im Waschsalon zwei Stunden herumzusitzen, die schwere Tasche wieder zum Bahnhof zu schleppen, und das mindestens einmal die Woche. Sie ließ natürlich kein Wort verlauten.

»Ach, ich meine ja nicht die Waschmaschine, sondern das Drumherum. Dass das Badezimmer jetzt viel schöner ist. Und dass es dem Benjamin gut geht. Ich habe ihn erst gestern entstaubt. Mit einem feuchten Lappen, wie du das immer machst. Mir scheint, er ist auch gewachsen. Im Wohnzimmer fühlt man sich wie in einem Garten. Und das Eckhaus, du weißt schon, diese Mauer, die man vom Schlafzimmer aus sieht, ist gestrichen worden. Sonnen-gelb. Wirkt viel freundlicher, wenn man jetzt aus dem Fenster schaut. Du musst wirklich einmal kommen.«

Gerlinde sagte nichts. Herbert trank noch einen kleinen Schluck. »Du würdest staunen, was eine frisch gestrichene Wand ausmacht. Unglaublich.«

Verena angelte sich ein Keks mit Schokoüberzug. Die Feuermauer sonnengelb, das Wohnzimmer ein Garten, der Benjamin staubfrei – aber um was es wirklich ging, darüber verlor Vater kein Wort.

»Wir können ja morgen zu dir kommen. Am Sonntag. Die Waschmaschine anschauen«, sagte Dietmar.

Verena würgte an ihrem Keks. Dietmars angstverzerrtes Gesicht, sein Schluchzen und Weinen in den Nächten, da Vater seine »Anfälle« hatte, in der Wohnung herumschrie, auf Mama einschlug. Hatte er diese Schrecken so gründ-

lich vergessen, dass ihm die Trennung der Eltern grausamer erschien? Hing er so sehr an Paps? *Liebte* er ihn? Oder war er einfach ein sturer kleiner Dickschädel, der seiner Mama böse war, weil sie ihn zwang, hier, fern seiner alten Freunde in der Stadt, zu leben?

»Morgen habe ich keine Zeit. Ich muss die Wohnung saugen und einen Berg von Wäsche bügeln.«

»Nur für zwei, drei Stunden. Am Nachmittag. Ich hole euch mit dem Auto ab und bringe euch wieder zurück. Wenn Dietmar es sich so wünscht.«

Gerlinde schob ihre Tasse zurück und stand auf.

»Mama, bitte!« Dietmar schob seine Hand unter Gerlindes Arm.

»Also gut, ich werde es mir überlegen. Ich rufe dich an, gegen Mittag, und sag dir die genaue Uhrzeit. Aber jetzt muss ich noch lernen. Entschuldigt mich bitte.«

Da stand auch Herbert auf und verabschiedete sich hastig.

Der erste Schnee kam dieses Jahr früh.

Der erste Schnee kam dieses Jahr früh. Dietmar erfasste die Situation schon in dem Augenblick, da Mama ihm die Decke wegzog. Das war tägliches Ritual, und weniger drastisch ging es nicht ab. An Schultagen rührte Dietmar sich sonst nicht aus den Federn. Ein helles, mildes Licht erfüllte das Zimmer, und am Fensterbrett lag ein mindestens zehn Zentimeter dicker weißer Polster. Mit einem Satz sprang er aus dem Bett. Nun konnte er endlich das neue Snowboard ausprobieren.

»Zu dumm, dass am Vormittag Schule ist«, dachte er laut vor sich hin.

Verena, die gerade ihre Haare bürstete, musste natürlich einen ihrer klugen Sprüche loslassen: »Das lässt sich nicht ändern. Fünf Stunden Schule wirst du schon aushalten. Die sind schnell vorbei!«

Dietmar warf ihr einen vernichtenden Blick zu. Fünf Stunden konnten unendlich lang sein. Die zweite Sache, die ihn beschäftigte, behielt er für sich. Wer würde mit ihm snowboarden? Wer von seinen Mitschülern besaß überhaupt ein Snowboard? Wussten die in diesem Nest hier überhaupt, was ein Snowboard war? In der Stadt, bei den alten

1
2
3
4
5
6
7
8
9

10

11
12
13
14
15
16
17
18
19
20

Freunden, wäre alles klar. Mindestens zwei Drittel aller Freunde hatten eines. Vielleicht sollte er einen anrufen. In der Stadt konnte man sowieso nicht snowboarden, und da war es schon beinahe egal, ob sie auf die Seegrube oder in die Lizum fuhren. Oder noch besser, sie wählten das Birgitzköpfl, das lag für ihn am günstigsten. Während er an seinem Honigbrot kaute, rief er Peter und Alex an, aber beide waren schon unterwegs. Ihr Schulweg in der Stadt war länger als seiner im Dorf.

Es musste seit Stunden geschneit haben. Der Schneeflug hatte riesige Wälle an beiden Straßenseiten aufgeschüttet, und die kahlen Laubbäume sahen wie überdimensionale weiße Blumensträuße aus. Sogar die langweiligen Hecken, die jedes einzelne Haus umstanden, schauten unter ihren dicken Schneehauben wie verzaubert aus. Es war das erste Mal, dass ihm die Dorfstraße gefiel. Dietmar rannte, sog die frische klare Luft ein und freute sich.

Auf dem Platz vor dem Schulhof ging es heute besonders laut her. Alle schienen irgendwie aufgekratzt, die einen warfen mit Schneebällen, die anderen schlitterten über die glatte Fahrbahn oder schüttelten die zwei Tannenbäumchen vor dem Eingang, dass der Schnee nur so staubte. Schließlich öffnete sich oben ein Fenster, und die Frau Direktor beugte sich heraus. »Wisst ihr eigentlich, dass in fünf Minuten der Unterricht beginnt? Marsch, ins Haus mit euch!«

In der Pause wurden die Pläne für Nachmittag geschmiedet. Der Mathelehrer hatte die beste Neuigkeit des Tages verkündet: Der lange Schlepplift am Nordhang des Dorfes

sollte heute bereits in Betrieb gehen. Das darüber einsetzende Freudengeheul bewog ihn, an diesem Tag des ersten Schnees keine Hausaufgabe zu geben. Nun wollten alle, gleich nach dem Mittagessen, die Piste stürmen. Die Frage war nur, mit Skiern oder mit Snowboards. Zu Dietmars Überraschung stellte sich heraus, dass es in diesem Dorf niemanden gab, der nicht entweder das eine oder andere besaß, die meisten hatten beides.

»Ich habe auch ein Snowboard«, sagte Dietmar. »Eines aus Frankreich, schwarz und orange, mit einem Kometen auf der Oberseite. Total cool.«

»So, eines aus Frankreich!« Haimo feixte. Sein Opa besaß ein Sportgeschäft. »Eines aus Tirol ist dir wohl nicht gut genug.«

»Er glaubt halt immer noch, etwas Besseres zu sein.« Das war Jenny. Dietmar tat es echt Leid, das Snowboard überhaupt erwähnt zu haben.

»Es ist einfach so, dass es mir meine Schwester mitgebracht hat, weil sie dort gearbeitet hat«, versuchte Dietmar die Sache zu klären.

»Ah, er hat eine Schwester! Eine Schwester in Frankreich!«

»Er lügt. Seine Schwester ist gar nicht in Frankreich. Die lebt hier im Dorf! Ich kenne sie. Ich seh sie jeden Tag zum Bahnhof rennen!«, rief Melitta.

»Wahrscheinlich fährt sie nach Frankreich! Hahaha!«

»Eine Französin! Ausgerechnet eine Französin!«

»Vielleicht ist er auch ein Franzose. Oder ein Tschusch«, ätzte Haimo.

»Tschusch! Tschusch!«

»Gut, dass er wenigstens eine Schwester hat!«

»Weil, Vater hat er ja keinen!«

»Lediger Fratz! Er ist ein lediger Fratz!«

Er wusste gar nicht, wie es geschah, auf einmal sah er sich von einer kleinen Gruppe von fünf oder sechs Kindern in eine Ecke des Schulzimmers gedrängt. Ihr Hohngeschrei prasselte auf ihn nieder. Die anderen Mitschüler schienen nicht auf die Gruppe zu achten. Einige waren in den Gang hinausgegangen, andere unterhielten sich in der Nähe der Tür. Selbst der Lehrer war nicht zu sehen.

»Ich hab aber einen Vater! Mama und ich haben ihn erst am vorletzten Sonntag besucht. In unserer alten Wohnung. Und meine Mama ist verheiratet. Ihr lügt! Ihr seid gemein!«, schrie Dietmar gegen die Schmähreden an, während die Kinder immer näher auf ihn zurückten.

»So, wir lügen! Wo ist dann dein Vater? Keiner im Dorf hat ihn gesehen! Keiner! Aber wir lügen! Frechheit! Na warte! Wir lügen nicht! Du bist ein Lügenbeutel! Lügenbeutel! Lügenbeutel!«

Alle brüllten durcheinander. Dietmar bückte sich, dann schnellte er hoch und stieß beide Fäuste in das Gesicht, das er gerade erwischen konnte. Im nächsten Augenblick fielen sie über ihn her. Es hagelte Püffe und Schläge. Dietmar versuchte, den Kopf mit beiden Armen zu schützen und gleichzeitig aus Leibeskräften zu kreischen. Nun waren die Mitschüler auf die Raufbolde aufmerksam geworden. Sie drängten herzu, schrien: »Aufhören! Aufhören!« Die Kampfhähne achteten auf niemanden. Es war nur ein Glück, dass die Glocke schrillte und im selben Augenblick

der Englischlehrer Büchner das Klassenzimmer betrat. Er sah die Rauferei, stürmte auf die Gruppe zu und riss Dietmar vom Boden hoch.

»Was ist denn da los? Seid ihr total durchgedreht? Kann man euch denn keinen Augenblick allein lassen?«

Seinem Auge bot sich ein erschreckendes Bild. Alle sechs hatten Blut an Händen, Gesichtern und Kleidern, es sah aus wie nach einer Messerstecherei. Der Lehrer war erleichtert, als er feststellen konnte, dass das Blut direkt aus Thomas' Nase kam. Er zog Thomas zum Waschbecken, hielt ihm erst in aller Eile den Kopf unter das kalte Wasser, nässte dann das Handtuch und presste ihm ein Ende in den Nacken, eins auf die Stirn.

Dietmar hatte einen wüsten Kratzer, der sich vom linken Auge über die Wange zog, seine Haare waren zerzaust und sein T-Shirt am Hals eingerissen. Die anderen waren unverletzt. Allerdings, Gregors Hemdärmel hing lose herunter, und das rechte Glas von Melittas Brille lag zerbrochen auf dem Boden. Die Schüler starrten einander betreten an. Niemand sagte ein Wort.

Endlich war das Nasenbluten gestillt. Thomas sah blass aber ziemlich gefasst aus. Der Lehrer holte ein Fläschchen aus dem Wandschrank und bestrich Dietmars Wange gründlich mit einer orangefarbenen Tinktur. »Gott sei Dank, nur ein oberflächlicher Kratzer. Das wird bald verheilt sein.«

Dietmar stieß einen Schmerzenslaut aus. »Das brennt aber höllisch, Herr Büchner.«

»Was mir egal ist«, sagte der Lehrer grimmig. Dann teilte er Zellstofftücher aus und befahl, die blutverschmierten

Kleidungsstücke, so gut es ging, zu reinigen. »Eigentlich sollte ich euch ja alle sieben zur Frau Direktor schicken. Ihr hättet euch eine ordentliche Bestrafung verdient.«

Die Buben zogen die Köpfe ein. »Es ist nur, weil ich so schnell Nasenbluten krieg, Herr Büchner. Das schaut dann gleich so wild aus«, sagte Thomas.

»Also, mir tut die Wange auch gar nicht mehr weh«, sagte Dietmar.

»Raufen und gegenseitig die Nasen blutig schlagen! Schämt euch!«

Dietmar schluckte. »Ich kann nichts dafür. Die anderen haben angefangen. Sie haben Sachen gesagt, die gar nicht stimmen!«

»Aber du hast angefangen zu boxen!«, rief Thomas.

»Petzer!«, zischte ein Mädchen hinter ihm.

Der Lehrer achtete nicht auf die gegenseitigen Beschuldigungen. »Im Moment will ich gar nicht wissen, wer angefangen hat. Zuschlagen jedenfalls ist kein geeignetes Mittel, um Probleme zu lösen. Ihr sechs kommt heute Nachmittag punkt zwei Uhr hierher in die Schule.«

»Aber, heute macht der Schlepplift auf, Herr Büchner!«

»Und deshalb gibt uns der Mathelehrer heute keine Aufgabe!«

»Damit wir sofort auf die Piste können!«

»Das erste Mal wieder Schi fahren!«

»Das ist ungerecht. Wenn Dietmar dem Thomas nicht ins Gesicht geboxt hätte...«

Der Lehrer schnitt Haimo das Wort ab. »Schluss jetzt. Ihr habt die Strafe, die ihr verdient habt! Am Nachmittag re-

den wir weiter. Alle setzen. Der Unterricht beginnt. Schlagt die Bücher auf, Seite 49.«

»Das nächste Mal lässt du diese Blödel einfach reden! Kümmere dich nicht darum«, riet Gerlinde ihrem Sohn, als sie um den Mittagstisch saßen. Dietmar hatte ihr eine etwas zurechtgestriegelte Version der Rauferei erzählt. »Viele Leute ziehen in einen anderen Ort. Eine Zeit lang ist man fremd da, aber früher oder später gewöhnt man sich ein, lernt Freunde kennen, und alles ist, wie es in der alten Heimat war. Glaub mir. Vor allen Dingen, prügeln dich nicht mit ihnen. Du siehst ja, alle fallen über dich her. Gut, dass der Büchner eingeschritten ist. Gott weiß, wie die dich sonst zugerichtet hätten.«

»Aber Mama, er muss sich wehren, sonst ist er unten durch, und jeder glaubt, er kann auf ihm herumtrampeln«, widersprach Verena. »Kinder im Alter von Dietmar raufen halt.«

»Raufen ja! Dass Buben und von mir aus auch Mädchen raufen, ist schon in Ordnung. Aber fünf gegen einen!«, empörte sich Gerlinde.

»Was haben sie denn überhaupt gesagt, dass du ausgerastet bist?«, wollte Verena wissen.

»Sie haben behauptet, dass ich keinen Papa habe. Und gesagt dass – dass ich ein lediger Fratz bin«, platzte Dietmar heraus. »Was ist das eigentlich, ledig?«

»Ein lediges Kind ist das Kind einer Mutter, die nicht verheiratet ist«, sagte Verena.

»Ein total veralteter Ausdruck. Dass die Kinder den überhaupt kennen«, wunderte sich Gerlinde.

»Da siehst du, wie dumm die sind. Sie wissen überhaupt nichts und reden dummes Zeug. Du hast einen Papa, und die Mama ist verheiratet. Und wenn sie es nicht wäre, wäre es auch egal.«

»Dietmar, hör gut zu«, sagte Gerlinde ernst. »Wenn sie dich noch einmal auf diese Art ärgern wollen, dann beschwere dich bei deiner Klassenlehrerin. Oder, noch besser, ich werde mich bei ihr beschweren. Gleich morgen früh nehme ich mir eine Stunde frei und gehe zu ihr. Sie soll dafür sorgen, dass sie dich in Ruhe lassen.«

»Ich muss heute Nachmittag schon in die Schule. Es ist alles so gemein! Wo heute der Lift aufsperrt! Der Büchner will mit uns reden, mit allen sechs, die gerauft haben. Und was ist, wenn der so lange redet, dass nachher der Lift nicht mehr fährt?«

»Ich bin froh, dass der Herr Büchner mit euch über den Konflikt reden wird«, sagte Gerlinde. »Dass er so eine Rauerei nicht einfach durchgehen lässt.«

»Ich nicht!«, schrie Dietmar. »Überhaupt nicht! Und außerdem will ich nicht in Ruhe gelassen werden. Ich will, dass sie Freunde werden. Alle haben Freunde in der Schule. Nur ich nicht. Seit wir hier leben, habe ich keinen einzigen Freund mehr.«

»Also, ich möchte keinen zum Freund, der andere verspottet«, sagte Verena.

»Aber Dietmar, du hast doch Freunde«, wandte Gerlinde ein. »Erst vorige Woche bist du nach Innsbruck gefahren ins Stadion, und hast dich mit Peter zum Eislaufen getroffen.«

»Ich möchte einen Freund in der Schule haben. Wie die an-

deren. Wenn wir bei Paps geblieben wären, hätte ich viele Freunde in der Schule.«

Gerlinde zuckte zusammen. Hilflos hob sie die Schultern.

»Ach, Dietmar, du wirst hier auch Freunde finden. Das gibt es doch gar nicht, dass in deiner Klasse nur Blödel sitzen.«

»Vielleicht können wir doch zurückgehen. Jetzt, wo Paps sogar in eine Männergruppe geht.« Hoffnungsvoll schaute Dietmar Mama ins Gesicht.

Diese Neuigkeit hatte Verena letzten Donnerstag nach Hause gebracht. Paps hatte ihr berichtet, dass er sich einer Gruppe von Männern angeschlossen hatte, die versuchten, gemeinsam ihren Hang zu Gewalttätigkeiten zu bewältigen. Für Vater ein Schritt, der ihm sicherlich schwer gefallen war. Das hatte selbst Großvater eingeräumt.

»Wie wäre es, wenn du einen von deinen Klassenkameraden nach Hause einladen würdest?«, schlug Verena vor.

»Einen von den netteren. Du könntest ihnen das Meer-schweinchen zeigen. Und ich koche euch heiße Schokolade. Das wär nicht schlecht, was?«

»Hierher?«, sagte Dietmar und schaute sich um. »Da würden sie mich noch mehr schneiden.« In der Spüle türmten sich über und neben dem Frühstücksgeschirr die schmutzigen Teller und Töpfe vom Mittagessen. Die Erdäpfel-schalen, die Gerlinde in den bereits überquellenden Bio-kübel gestopft hatte, waren ihrem aufgeweichten Zeitungspapier entkommen und lagen verstreut auf der Anrichte, neben und zwischen Kochlöffeln und Schneebesens.

Gerlinde bekam einen roten Kopf. »Du glaubst wohl, ich habe gefaulenzt, was? Ich lasse den Haushalt aus Bequem-

lichkeit verkommen? Um Viertel vor acht stehe ich im Geschäft, mittags renne ich herauf und koche, damit wir gemütlich zusammen essen können –« Sie brach ab.

»Bist du aber empfindlich, Mama«, sagte Dietmar.

»So, ich bin empfindlich! Aber dass ich tagein, tagaus für euch – ach, nein, nein. Ist ja egal!« Gerlinde stoppte sich selbst. Sie wandte sich an Verena: »Bringst du die Küche in Ordnung?«

Verena unterdrückte einen Seufzer. »Ich wollte heute die Wäsche in den Waschsalon bringen. Außerdem habe ich eine Menge zu lernen. Am Freitag haben wir Mathetest.« Dass sie sich in Innsbruck mit Leopold treffen wollte, das erste Mal übrigens, sagte sie nicht. Gegenüber des Waschsalons gab es ein kleines Café, das meist leer war und sich gut für gemeinsames Lernen eignen würde. Leopold hatte ihr vorgeschlagen, sich gemeinsam auf den Mathetest vorzubereiten. Rechenprobleme ließen sich zu zweit leichter lösen. Was der eine nicht wusste, wusste vielleicht die andere. Sie hatte gerne zugestimmt. Leopold gehörte zu den Netteren in ihrer Klasse.

Die Regel war, dass Gerlinde das allergrößte Chaos nach dem Kochen beseitigte, Verena das Geschirr wusch und Dietmar abtrocknete. Die Stunden nachher konnten die zwei verbringen, wie sie wollten, vorausgesetzt, die Schulpflichten wurden nicht vernachlässigt.

»Die Wäsche ist wichtiger als Geschirr abwaschen. Das können wir auch am Abend noch machen. Fahr auf jeden Fall nach Innsbruck. Und nimm so viel Wäsche mit, wie du tragen kannst.«

»Eigentlich ist es ein Witz. Paps hat sich eine Waschmaschine gekauft. Dabei braucht er allein viel weniger Wäsche als wir zu dritt. Außerdem gibt es, nur drei Straßen von seiner Wohnung entfernt, einen Waschsalon. Wir müssen jedes Mal die Wäsche zum Bahnhof schleppen, mit dem Zug fahren, die Wäsche in die Wäscherei schleppen und dann alles wieder retour.«

»Ich kann die Wäsche nicht nach Innsbruck bringen, wenn ich den ganzen Tag im Geschäft stehe«, sagte Gerlinde schon von der Tür her.

»Wir brauchen nur zu Paps zurückgehen, dann gehört die Waschmaschine uns auch«, rief Dietmar. »Dann habe ich meine alten Freunde wieder und –«

Aber Gerlinde hatte schon die Tür zugeknallt.

An diesem Abend, als Dietmar schon schlief und Verena in die Küche ging, um ein Glas Wasser zu trinken, hörte sie seltsame Geräusche aus dem Zimmer ihrer Mutter. Zuerst dachte sie, Mama hätte ihr kleines Radio eingeschaltet. Verena schlich zur Tür und lauschte. Nein, das konnte kein Radio sein. Leise drückte sie die Klinke nieder. Mutter saß an ihrem provisorischen Schreibtisch, auf dem sich alle möglichen Papiere und Kursunterlagen türmten, mit dem Rücken zu ihr. Sie hatte den Kopf auf die Arme gebettet, die Schultern bebten. »Mama! Was ist los? Was hast du? Du weinst! Warum weinst du?«

»Ach, Verena, lass mich. Geh in dein Zimmer. Lass mich.« Verena legte ihrer Mutter die Arme um die Schultern. »Komm zu mir in die Küche. Ich brüh uns eine Kanne Tee auf. Kamillentee. Heißer Kamillentee wird dir gut tun.«

Schließlich ließ Gerlinde sich überzeugen.

»Ist es, weil die Küche noch nicht aufgeräumt war, wie du vom Geschäft heraufgekommen bist?«, fragte Verena, während sie auf das Kochen des Wassers wartete. »Normalerweise –«

»Ja, ja, ich weiß«, unterbrach sie Gerlinde. »Du warst im Waschsalon, du hast Aufgaben gemacht, gelernt ...«

Verena stand am Herd und hatte das Gefühl, als wäre in ihrer Brust ein zentnerschwerer Felsblock. Mama hatte gesagt, die Wäsche sei wichtiger, und die Küche könnte auch am Abend aufgeräumt werden. Sie war im Waschsalon gewesen und hatte fast zwei Stunden mit Leopold im Café Mathe gelernt. Dann, als sie gegen fünf nach Hause gekommen war, hatte sie angesichts des chaotischen Zustandes der Küche ganz einfach der Mut verlassen. Sie hatte die saubere Wäsche vom Beutel in den Bügelkorb verfrachtet und war zu ihrem Schreibpult geflüchtet. Die Schule war schließlich ihr Hauptjob. Pech war, dass morgen die ausgeliehenen Bücher fällig waren. Die liebsten Bücher sparte sie immer bis zum Schluss auf. So war sie mit »Aqua alta« erst auf Seite 186 angekommen. Ein Buch von Donna Leon zurückzugeben, ohne den Schluss zu kennen, war ausgeschlossen. Sie nahm sich vor, ganz schnell zu lesen und dann ganz schnell das Geschirr zu waschen und ganz schnell den Biomüll hinunterzutragen. Doch als sie den Krimi nach der letzten Seite zugeklappt hatte und in die Küche lief, traf sie auf Gerlinde, die gerade die letzten Teller spülte. Alle Beteuerungen, Verena hätte das Geschirr waschen wollen, fruchteten nichts. Gerlinde fühlte sich von

ihrer Tochter im Stich gelassen und war sauer. So war das Abendessen ziemlich einsilbig verlaufen. Geredet hatte nur Dietmar, aber nichts Erfreuliches. Er hatte fürchterlich gejammert, weil er den Nachmittag in der Schule statt, wie erträumt, auf der Skipiste verbringen hatte müssen.

Gerlinde fuhr sich über die Stirn. »Irgendwie wächst mir alles über den Kopf. Die Vorbereitung für den Kurs braucht auch mehr Zeit, als ich geglaubt habe.«

»Morgen werde ich wieder die Küche in Ordnung bringen, Mama. Dann kannst du nach dem Geschäft eine halbe Stunde relaxen. Das macht schon etwas aus, eine aufgeräumte Küche und –«

»Ach, ich weiß nicht – es ist nicht nur die Arbeit, Verena. Natürlich spielt diese ständige Hetzerei auch eine Rolle. Das Schlimmste ist – manchmal denke ich schon, ob es nicht doch besser gewesen wäre, alles so zu lassen, wie es war. Jetzt leben wir bereits sieben Wochen hier, und Dietmar hat sich noch immer nicht eingelebt.«

Verena erschrak. Sollte Sabine doch Recht behalten? Überlegte Mama eine Rückkehr? Vertraute sie darauf, was Paps sagte? »Aber Mama, denk doch an Dietmars Alpträume in der Edergasse! Und an sein Bettnässen. Von seinem Bettnässen ist er praktisch geheilt.«

»Das stimmt. Gott sei Dank. Er träumt nur mehr selten schlecht. Vom Bettnässen ist er praktisch geheilt. Aber in Innsbruck hatte er Freunde. Hier ist er einsam, und heute war er gar in eine schlimme Rauferei verwickelt.«

»Mama, es geht doch um dich! In erster Linie geht es um dich.«

Gerlinde barg ihr Gesicht in beiden Händen. »In den ersten Tagen war ich so froh, dass wir weggegangen sind. Endlich weg. Aber dann merkte ich, wie schwierig es war. Dieses Alleinsein. Immer allein.«

»Aber Mama, du hast doch uns!«

Gerlinde löste die Hände vom Gesicht und schaute Verena an. »Du hast schon Recht. Ich sollte dankbar sein, dass ich euch habe. Ich bin es auch. Es gibt Zeiten, da geht alles gut. Da habe ich das Gefühl, alles im Griff zu haben. Aber dann kommen wieder Stunden, wo die Angst übermächtig wird.«

Angst hatten wir in der Edergasse viel mehr, dachte Verena. Laut sagte sie: »Vielleicht hängt deine jetzige Angst mit der Angst zusammen, die wir früher gehabt haben. Als Paps in der Nacht heimkam und auf dich losging und –«

»Hör auf, Verena, bitte, hör auf. Ich ertrage nicht, wenn du so redest!«

Verena zog den Kopf ein. Mama war von Paps weggegangen, aber noch immer konnten sie nicht offen sprechen. Sie redete von Papas »Anfällen«, Dietmar ließ nie auch nur eine Bemerkung darüber fallen, und sie selbst hatte noch kein einziges Mal klar gesagt: »Paps hat Mama geschlagen.« Sie dachte laut oder leise in Wendungen wie »Paps ging auf Mama los«, »Paps misshandelte Mama«, »Paps war grob zu Mama«. Wie lange sollte das noch so weitergehen?

Sie sprang auf. »Porzellana, wir müssen aber so reden. Wenn wir nicht so reden, wird sich nie was ändern, innen drinnen meine ich.«

Nun war auch Gerlinde aufgestanden. Sie trat näher an Verena heran. »Fluch nicht wie dein Großvater! Das mag ich nicht!«, rief sie, aber es klang freundlich. »Vielleicht hast du Recht. Sabine sagt etwas Ähnliches. Ich brauche wohl mehr Zeit, mich umzustellen. Mich an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen. Es geht alles viel langsamer als ich gehofft hatte. Ich dachte, mit dem Weggehen ist die Sache erledigt. Und jetzt merke ich, dass nichts erledigt ist.« Sie trat zum Fenster und schob die Vorhänge zurück und schaute hinaus. Es war nicht viel zu sehen, nur die riesigen roten Buchstaben des Supermarktes leuchteten durch die Dunkelheit.

Sie wandte sich wieder ihrer Tochter zu: »Weißt du, Verena, da ist noch etwas anderes. Dieses Misstrauen, dieses scheel-angeschaut-werden, von dem Dietmar erzählt, das spüre ich auch. Ich habe mir nicht vorstellen können, dass die Leute in einem Dorf einen noch immer so sehr nach alten Maßstäben einschätzen.«

»Alle sind nicht so. Denk an die Frau Kleiser, von der du erzählt hast, wie freundlich sie dir entgegengekommen ist und wie einfühlend sie geredet hat.«

»Ja, diese Frau ist aufgeschlossen. Aber bei den meisten Leuten, die ins Geschäft kommen, merke ich deutlich, was sie über mich denken. Es steht ihnen direkt ins Gesicht geschrieben: ›Wo ist ihr Mann? Warum hat sie keinen? Halbwüchsige Kinder, aber keinen Mann. Was will sie hier in unserem Dorf?‹ Vielleicht wenn ich geschieden wäre, weißt du, so eine eindeutige Sache, geschieden, alleinstehend, vielleicht wären sie dann weniger misstrauisch.«

»Wenn du allen Leuten erzählen würdest, warum du weg bist von Paps, wären sie womöglich netter. Sie hätten Grund, mitleidig zu sein. ›Die arme, arme Frau! Haben Sie schon gehört? Ihr Mann hat sie geschlagen. Wir sollten ihr helfen. Und wie gut haben wir es dagegen, wir, in unseren schönen Einfamilienhäusern und mit unseren braven Männern.« Aber du erzählst niemandem etwas, du hältst dich zurück. Das wollen die nicht. Das können die nicht ausstehen.«

»Vielleicht sollte ich im Kirchenchor singen oder so was.« Nun konnte Gerlinde sogar lächeln. »Wenn ich dich nicht hätte, Verena!«

»Ach, Kamillentee kochen, das kann jede.« Aber Verena wusste, was sie meinte: Auch wenn Mama manchmal sauer war auf sie, so gab es doch auch das andere: dass sie ihr das Herz ausschütten konnte, dass sie zusammen hielten, dass sie manchmal wie Freundinnen waren.

Mama und sie.

Hinter Papas Schalter saß Frau Zimmern.

Hinter Papis Schalter saß Frau Zimmern. Seit Verena jede Woche herkam, um Paps abzuholen, kannte sie alle seine Kolleginnen und Kollegen mit Namen und hatte auch einiges über sie erfahren. Frau Zimmern, sie gehörte zu den Freundlicheren, hatte lange Locken und trug gerne Seidenblusen in kräftigen Farben, die gut zu ihren braunen Haaren passten.

»Ich soll dir schöne Grüße von deinem Vater ausrichten«, sagte sie. »Er musste heute Morgen überraschend in die Filiale am Bozner Platz. Dort sind vier Leute an Grippe erkrankt. Mich wundert, dass hier noch alle gesund sind. Wir haben dich nicht mehr erreichen können.«

»Ich geh kurz nach sieben von zu Hause weg«, sagte Verena.

»Herbert hat gemeint, wenn du einverstanden bist, könnten wir zwei, du und ich, die Mittagspause gemeinsam verbringen. Nun, da du schon da bist und den Mittagszug bereits versäumt hast.«

»Aber –«

Aber ich kenne Sie gar nicht so besonders gut, und wie kommt Paps nur auf diese Idee, wollte Verena antworten,

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20

stoppte sich aber noch rechtzeitig. Sie mochte nicht unhöflich sein.

»Wir zwei kennen uns nicht besonders gut«, sagte Frau Zimmern, als ob sie Verenas Bedenken erraten hätte. »Aber ich habe schon länger das Gefühl, wir sollten das ändern. Ich glaube, Herbert wünscht es auch.«

Verena wusste nicht, was sie dazu sagen sollte. Ihr tat es jedenfalls Leid, dass sie extra in der Stadt geblieben war, Paps aber nicht sehen sollte. Wenn sie das geahnt hätte, wäre sie auf das Angebot von Leopold eingegangen, mit ihm die Englischaufgabe zu erledigen. Das gemeinsame Lernen auf den Mathetest hatte es voll gebracht. Beide waren auf eine Zwei gekommen. Für ihre Verhältnisse ein großer Erfolg. Außerdem verspürte sie überhaupt keine Lust, ein paar Stunden mit dieser Frau Zimmern zu verbringen, die sonderbare Andeutungen machte, aus denen sie nicht klug werden konnte.

»Ich wohne drei Schritte von hier und gehe mittags immer heim, um eine Kleinigkeit zu essen. Ich habe einen Rollbraten am Spieß, dazu essen wir frischen Salat und ein Baguette.«

Rollbraten am Spieß, Salat – Verena merkte, wie hungrig sie war.

»Okay, wenn es Ihnen keine Umstände macht.« Sie redete schon wie Mama.

Inzwischen waren die Türen geschlossen worden, die riesigen Luster an der Decke gelöscht, und die Angestellten verließen den Raum. Auch Frau Zimmern kam hinter ihrem Schalter hervor. Sie trug einen schmalen Rock und

über der Seidenbluse eine farblich abgestimmte Weste. Sehr elegant. Verena kam sich in ihrer alten Jacke und den Jeans daneben vor wie das Aschenputtel vom Dienst. Es hatte schon seine Vorteile, einen sauberen Arbeitsplatz zu haben. Wenn sie Mama mit Frau Zimmern verglich, so schnitt die arme Mama sehr schlecht ab. Dauernd lief sie in ihren alten Hosen und Pullis herum, denn die Verkaufsräume im Supermarkt waren nur schwach geheizt, und zudem musste sie oft in das eiskalte Lager hinuntergehen. Darüber trug sie die blau-weiß gestreifte Kittelschürze der Handelskette. Ihre Hände waren oft rot und rissig. Aber vielleicht, wenn sie Filialleiterin geworden war, konnte sie auch bei der Arbeit bessere Sachen anziehen. Herr Ritzy trug schließlich auch Sakko und Krawatte unter seinem weißen Arbeitsmantel.

Frau Zimmern warf sich ein flauschiges, weiches, cremefarbenes Cape um die Schultern. Nach dem Nebel der vergangenen Tage hatte es aufgeklart, die Sonne schien, und die verschneiten Berge leuchteten unter einem blauen Himmel. Die Gegend sah aus, als wäre sie einer Tourismusbrochure entnommen.

Gemeinsam überquerten sie die Straße, bogen um zwei Ecken und standen schon vor dem Wohnhaus, dessen Bewohner über einen Lift mit blitzblank geputztem Spiegel und hellem Neonlicht verfügten. Frau Zimmern wohnte im vierten Stock. Sie führte Verena über einen geräumigen Flur in die große Wohnküche. Der Grillofen hatte sich bereits ausgeschaltet, und kräftiger Bratenduft erfüllte den Raum.

»Praktisch, so ein Herd, den man programmieren kann«, sagte Verena. Sie half Frau Zimmern beim Decken des Tisches, der in der Fensterecke stand und vom Kochbereich durch Stufen und eine Art Mauerbrüstung abgegrenzt war.

»Ja, nicht wahr? Bevor man das Haus verlässt, drückt man auf ein paar Knöpfe, und damit hat es sich«, bestätigte die Hausfrau. »Als dein Vater gestern hier war, hatte ich einen Gemüseauflauf vorbereitet. Mit Gratin. Klappte wunderbar. Vorher gab es Tomatensuppe.«

Verena riss die Augen auf. »Paps war hier?«

»Ja. Er kommt ab und zu zum Mittagessen zu mir, seit, nun, seit wir uns etwas besser kennen.«

»Seit sich die Eltern – seit meine Mutter – seit wir ausgezogen sind?«

»Es hat einige Wochen gebraucht, bis ich deinem Vater klarmachen konnte, dass es keine zusätzliche Arbeit bedeutet, wenn wir hier gemeinsam essen. Ich koche sowieso jeden Tag etwas Warmes, also kann ich genauso gut eine Portion mehr zubereiten. Ich sage immer, der Mensch braucht eine warme Mahlzeit. Und er hat ja niemanden mehr, der für ihn kocht.«

Frau Zimmern streute Salz und eine Prise Zucker auf den Salat, goss Essig und Öl darüber. Ob Paps Zucker im Salat mochte? Mama gab nie Zucker in die Salatsoße. Aber vielleicht, wenn man wenig davon nahm, konnte man ihn gar nicht spüren. Paps hatte ihr nicht erzählt, dass er begonnen hatte, seine Mahlzeiten bei Frau Zimmern einzunehmen.

Während draußen ein scharfer Wind über die gefrorene Erde blies, war es in der Küche warm. Hell und freundlich wirkte sie mit den großen Fenstern, die nach Süden gingen und viel Licht hereinließen. Sie war auch größer als die Küche in der Ederstraße. Verena versuchte sich vorzustellen, wie Paps hier am Tisch saß, Frau Zimmern gegenüber oder auch neben ihr, und seine Suppe löffelte und den Gemüseauflauf verzehrte. Es gelang ihr nicht. Warum erzählte Paps Gerlinde von den Verbesserungen in seiner Küche, ließ aber kein Wort über diese verlauten?

»Paps könnte eigentlich selber kochen«, sagte Verena.
»Zeit hätte er genug.«

»Ich finde es unökonomisch, wenn jeder in seiner Küche steht und für sich allein kocht. Ich wäre sowieso dafür, dass sich die Bewohner von ganzen Häuserzeilen zusammenschließen und abwechselnd kochen. So steht jeder für sich am Herd. Das ist eine unglaubliche Energie- und Zeitverschwendung.«

Irgendwie hatte Frau Zimmern Recht. Aber wie war das mit dem Einkaufen? Und wer bestimmte, was auf den Tisch kam? Und wie teilte man das Geld ein?

Frau Zimmern holte den Braten aus der Röhre und begann, das Fleisch mit einem großen, scharf geschliffenen Messer zu tranchieren. Es war ein Rollbraten von mindestens zwei Kilo.

»Da haben dein Vater und ich morgen nochmals ein Mittagessen. Ich werde Knödel dazu reichen. Knödel und Sauerkraut. Dein Vater mag Knödel.«

Also, das war Frau Zimmern auch schon geläufig: Paps

mag Knödel mit Braten und Sauerkraut. Verena fühlte sich in unsicherem Fahrwasser und vermied es, Frau Zimmern in die Augen zu schauen.

»So, nun lass es dir gut schmecken, Verena. Trinkst du ein Cola oder lieber heißen Tee?«

Das Telefon im Flur klingelte, und Frau Zimmern sprang auf. Sie ließ die Tür offen stehen. Verena streckte die Beine aus. Ihre Schuhe standen draußen auf dem Teppich, ihre Füße steckten in warmen Pantoffeln, und nun, da Frau Zimmern den Raum verlassen hatte, fühlte sie sich viel wohler. Sie konnte jedes Wort verstehen, das im Flur gesprochen wurde.

»Ah du bist es, Herbert. Wir sitzen gerade beim Mittagstisch. – Willst du sie sprechen? – Nein? Okay! – O ja, Verena geht es gut. – Kein Problem. Alles bestens.«

Kein Problem – alles bestens. Das waren die Sprüche, die Verena von der Schule her kannte. Das Leben ist cool. Das Leben macht Spaß. Probleme zu haben ist out. Also spielten nun auch die Erwachsenen dieses Spiel? Aber für Frau Zimmern schien die Situation wohl tatsächlich unproblematisch zu sein. Sie lächelte, als sie wieder in die Küche kam.

»Das war dein Vater«, sagte sie überflüssigerweise. »Er lässt dich grüßen. Er meint, in einer Woche könnten wir uns vielleicht zu dritt hier treffen.«

»Ach ja«, meinte Verena. Aber innerlich spürte sie einen riesengroßen Zorn wachsen. Wie kam Paps dazu, einfach über sie zu verfügen? Nun, sie würde ihn heute Abend anrufen und klarstellen, dass sie ihn allein sehen wollte oder

gar nicht. Auch wenn sie Paps kaum ihre geheimen Träume anvertraute – was war das für ein Zusammensein, wenn eine fremde Person da saß und man nicht ungestört reden konnte?

»Dein Vater hat es nicht leicht«, sagte Frau Zimmern nachdenklich.

Zum Glück spricht man nicht mit vollem Mund. So war Verena einer passenden Bemerkung enthoben.

Frau Zimmern nahm sich noch ein schmales Scheibchen Braten. Sie zögerte mit dem Weiteressen, strich sich kurz einmal die Haare aus der Stirn und meinte: »Ich habe das Gefühl, am meisten macht ihm diese existenzielle Unsicherheit zu schaffen.«

Verena hatte bereits einen weiteren Bissen in den Mund gesteckt. Immerhin warf sie Frau Zimmern einen fragenden Blick zu.

»Nun, er weiß nicht, wie es weitergehen wird. Kehrt deine Mutter zu ihm zurück? Oder kehrt sie nicht zurück?«

Verena überlegte, ob Frau Zimmern den Grund kannte, *warum* Mama ausgezogen war. Vielleicht war sie überhaupt nicht aufgeklärt. Andererseits lebte man in Pradl fast wie in einem Dorf. Außerdem waren Paps und Frau Zimmern Arbeitskollegen. Die musste doch wissen, was los war.

Verena schluckte und beschloss, diplomatisch vorzugehen. »Ich kann gut verstehen, dass Paps gerne bei Ihnen isst. Dieser Braten am Spieß, der Salat – alles schmeckt einfach großartig.«

Frau Zimmern wischte sich den Mund an der Serviette ab.

»Fein, dass es dir schmeckt. Aber deine Mutter, die kann doch auch gut kochen, oder?«

»Ja, natürlich. Aber seit sie den ganzen Tag arbeitet, hat sie wenig Zeit. Da muss alles schnell, schnell gehen.«

»Verstehe!«, sagte Frau Zimmern. »Trotzdem, ich sage immer, beim Kochen braucht man Muße. Essen, das ist eine wichtige Sache. Überhaupt für einen Mann, der mit einem schweren Schicksalsschlag fertig werden muss.«

Meint sie jetzt den Paps?, überlegte Verena.

»Es ist hart für einen Mann, von seiner Frau verlassen zu werden. Da ist nicht nur das plötzliche Alleinsein. Da ist auch das Gefühl, versagt zu haben. Das Gefühl, von einer Frau gedemütigt worden zu sein. Aber langsam, so scheint mir, kommt dein armer Vater doch darüber hinweg.«

Verena spürte, wie ihr der Kragen platzte. Dein armer Vater. Er ist verlassen worden. Er ist gedemütigt worden!

»Frau Zimmern, wissen Sie eigentlich, warum meine Mutter ausgezogen ist?«

Frau Zimmern nickte einige Male traurig mit dem Kopf.

»Natürlich. Dein Vater ist ein guter Mensch. Aber sehr, sehr labil. Es tut ihm ja so Leid, dass er sich zu Gewalttätigkeiten hinreißen ließ. Wir haben etliche Male darüber gesprochen. Seit zwei oder drei Wochen besucht er sogar einen Arbeitskreis, wo Männer ihre diesbezüglichen Probleme aufarbeiten können.«

»Ich weiß.«

»Er will sich ändern.«

»Das hat er Mama auch oft versprochen. Aber er hat es nie gehalten.«

»Also, ich finde, er hat sich bereits geändert.«

Frau Zimmern holte eine Tupperwaredose aus dem Gefrierschrank und häufte zwei üppige Portionen Eis in Glasschalen. Darauf kamen Schlagrahm und feine dünne Schokoblättchen. Dann brachte sie die Herrlichkeit zum Tisch.

»Selbst gemacht!«, erklärte sie. Nach einiger Zeit hob sie den Kopf: »Und du, findest du es gut so? Deine Eltern getrennt, deine Mutter überarbeitet und dein kleiner Bruder traurig und unglücklich, weil er so an seinem Vater hängt und ihn nur einmal die Woche sehen kann.«

Verena fuhr auf. »Kennen Sie Dietmar denn? Hat Papa – hat Papa den Dietmar hierher gebracht?«

Frau Zimmern schob eine Locke ihres hellen Haares aus dem Gesicht. »Nein, nein. Dietmar war nie da. Ich habe ihn nur einmal gesehen. Rein zufällig. An einem Samstag, als dein Vater mit ihm ins Kino gegangen ist und ich denselben Film angeschaut habe. Wie gesagt, rein zufällig.«

»Ach so! Das Eis schmeckt wunderbar.«

»Ich finde, selbst gemachtes Eis schmeckt besser. Außerdem weiß man, was drinnen ist. Keine Farbstoffe, keine Konservierungsmittel, nur Natur pur.«

Verena nickte schweigend. Dietmar hatte ihr nichts über diese Begegnung erzählt. Aber vielleicht war Dietmar aus dem Alter heraus, in dem er seiner Schwester alles erzählte. Oder diese Frau war ihm so bedeutungslos erschienen, dass er sie gleich wieder vergessen hatte.

»Tja, so ist das nun einmal«, sagte Frau Zimmern und stand auf. »Schade, ich muss weiter. Die Arbeit ruft. Und du

wirst nach Hause fahren müssen. Sicher hast du viel zu lernen.«

»Vielen Dank für das Essen«, sagte Verena artig. »Es war ganz ausgezeichnet.«

»Oh, es war sehr nett für mich, dich kennen zu lernen. Ein so großes und gescheites Mädchen.«

Erst auf der Straße, als Frau Zimmern bereits in der Bank verschwunden war, überlegte Verena, ob sie daheim von der Einladung erzählen sollte oder besser nicht. Was würde Mama von Paps neuen Gewohnheiten halten? Und was sollten die eigentlich bedeuten? War das Mittagessen das Einzige, was Paps mit Frau Zimmern verband? Oder schief er womöglich mit ihr? Wie alt war denn diese Frau Zimmern überhaupt? Vierzig? Oder fünfzig? Paps war, Moment, Paps hatte im Februar seinen sechsundvierzigsten Geburtstag gefeiert. Schließen Sechsundvierzigjährige überhaupt noch miteinander?

Seit zwei Tagen blies der Föhn durchs Tal.

Seit zwei Tagen blies der Föhn durchs Tal. Der Schnee schmolz dahin. In den Straßen bildeten sich tiefe Pfützen. Dietmar hatte die Gummistiefel angezogen. Die Eislaufschuhe trug er in einem Sportbeutel. Obwohl Mama heute am späten Nachmittag nach Salzburg fuhr, hatte sie ihm zugeredet, mit Peter und Alex Schlittschuh laufen zu gehen. Wochentags war die Zeit meist zu knapp. Zuerst sah Dietmar den Hund, einen wunderschönen Husky mit grau-weißem Fell und blauen Augen. Dann erst bog Gregor um die Ecke. Er hielt den Hund an einer langen Leine. Unwillkürlich blieb Dietmar stehen. Auch Gregor hielt an. »Er heißt Pirat«, sagte er. »Magst du ihn streicheln?« Dietmar nickte eifrig.

»So ein Zufall, dass ich dich treffe. Ich bin nämlich auf dem Weg zu dir.«

Dietmar machte runde Augen. Gregor wollte ihn besuchen? Hatte er ihre Schlägerei und die darauffolgende Strafe von letzter Woche vergessen?

»Ich muss mit Pirat in den Wald gehen. Er braucht viel Auslauf. Ich wollte dich fragen, ob du mitkommen magst. Zu zweit ist es lustiger.«

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20

Bedauernd schüttelte Dietmar den Kopf. »Ich kann nicht. Ich habe mir mit Freunden etwas ausgemacht.«

»Schade!«, sagte Gregor. Die Enttäuschung war ihm deutlich anzumerken. Sie trabten ein paar Schritte nebeneinander her. Dietmar fühlte Pirats feuchte kühle Schnauze an seiner Hand. »Weißt du was, ich könnte Alex oder Peter anrufen und ihnen sagen, dass ich doch nicht Eis laufen mag. Dann kann ich mit dir und Pirat in den Wald gehen.«

»Hast du die Telefonnummer?«

»Klar. Die weiß ich auswendig.«

Gregor begleitete Dietmar zum Bahnhof. Hier gab es Telefonzellen. Er versuchte es zuerst bei Peter. Da war niemand zu Hause. Mit Alex klappte es. Sie verabredeten sich für Donnerstag. Dann legte er den Hörer auf die Gabel und lief zu Gregor zurück.

»Du darfst die Leine halten. Aber lass Pirat nicht aus, sonst geht er durch. Und wenn ihn ein Jäger im Wald erwischt, dann erschießt er ihn. Der Husky von meiner Tante ist letztes Jahr von einem Jäger erschossen worden.«

»Ich halte ihn ganz fest«, versprach Dietmar.

Sie liefen quer über die Felder, Pirat immer voraus, so weit die Leine reichte. Dann kamen sie zum Waldrand. Hier führte eine Forststraße in langen Kehren den Berg hinauf. Pirat sprang an der Leine herum, lief vor, lief zurück, blieb wieder stehen. Er war wohl vielen aufregenden Gerüchen auf der Spur. »Hier gefällt es Pirat am besten«, sagte Gregor. »Auf diesem Weg kommt man zu einer Wildfütterung. Die Jäger halten die Straße den ganzen Winter offen, damit sie die Rehe und Gämsen füttern können.«

Im Wald war vom Wind nichts mehr zu spüren. Vielleicht war er bereits zusammengebrochen, denn der Himmel überzog sich mit dicken weißen Wolken.

»Ich wette, es fängt gleich zu schneien an«, sagte Dietmar.
»Das wäre fein!«, rief Gregor aus. »Dann kann ich übermorgen mit meinem großen Bruder auf die Birgitzalm gehen. Mondscheinrodeln. Ist total cool, rodeln mitten in der Nacht.«

Dietmar wollte Gregor gerne fragen, ob sie beide vielleicht einmal mitsammen rodeln könnten, an einem Nachmittag, einfach so. Das wäre eine gute Möglichkeit, die Rodelbahnen kennen zu lernen. Aber dann traute er sich doch nicht.

An einer Lichtung, da waren sie schon mindesten eine Dreiviertelstunde gelaufen, zweigte ein schmaler Weg von der Forststraße ab. Hier heroben lag noch viel Schnee. Gregor blieb stehen, zog eine Pfeife aus der Tasche und blies hinein. Von weiter oben antworteten ihm etliche schrille Triller. Dietmar wunderte sich. »Was ist das?«

»Keine Ahnung. Sind wohl noch andere unterwegs«, sagte Gregor gleichmütig. »Komm, wir steigen hier hinauf. Wenn wir Glück haben, können wir Rehe beobachten.«

Pirat wurde noch unruhiger. Er jappte hin und her, knurrte, scharrte mit beiden Vorderpfoten am Boden. Plötzlich sprang er auf und wollte davonsausen. Nur mit Mühe konnte Dietmar die Leine halten.

Der Weg führte von der Lichtung weg einen steilen Hang empor. An manchen Stellen war er eisig und rutschig. Man musste sehr aufpassen. Mächtige Fichtenbäume ragten

hoch in den Himmel. Sie hatten allen Schnee abgeworfen, dunkel und undurchdringlich zeigte sich ihr Geäst. An den wenigen Stellen, wo der Schnee weggeschmolzen war, bedeckten laubloses Gestrüpp, grüne Brombeerstauden und Moos den Boden. Wieder ertönten ein paar Pfiffe. Dietmar beschlich ein unheimliches Gefühl.

»Es wird schon dunkel. Laufen wir zurück, ich muss heimgehen«, sagte er.

Gregor hob die Nase und schnupperte. »Klar, ich habe es gerochen. Die ganze Zeit habe ich gerochen, dass es schneien wird. Schau, die riesigen Flocken. Megacool! Endlich wieder snowboarden! Ich war heuer noch nie snowboarden.«

Dietmar nickte stumm. Er hoffte, dass Gregor nicht daran dachte, warum der erste und letzte Schneenachmittag dieses Winters ins Wasser gefallen war.

»Komm, Gregor, ich muss wirklich heimgehen. Krieg sonst Ärger.«

»Ja, ja, wir drehen gleich um. Wir schauen nur noch kurz zur Wildfütterung. Das sind höchstens fünf Minuten.«

»Bist du sicher, dass wir auf dem richtigen Weg sind?«

»Jetzt hast du Angst, was? Hab gar nicht gewusst, dass du ein Angsthase bist. Lass mich Pirat nehmen. Hunde spüren es, wenn man Angst hat, dann werden sie unberechenbar.«

»Ich bin kein Angsthase, aber ich will heim!«, sagte Dietmar und drückte Gregor die Leine in die Hand. »Wenn du weiterlaufen willst, macht mir das nichts aus, dann geh ich halt allein zurück.«

»Das tust du nicht!«, sagte Gregor.

Erstaunt nahm Dietmar den drohenden Ton in seiner Stimme wahr. »Wir wollen uns doch jetzt nicht trennen«, versuchte Gregor einzulenken. »Schau nur, wir sind gleich da.«

Tatsächlich sah Dietmar die Umrisse einer Hütte zwischen den Bäumen und dem dichten Vorhang aus fallendem Schnee durchschimmern. Noch zwei Schritte, und sie standen vor einem winzigen Häuschen, das ganz aus Holz erbaut war. Das Dach sprang weit vor, darunter stand eine breite, grün angestrichene Bank. Die Fensterläden waren geschlossen. An der Seite tropfte ein kleiner Brunnen, der aus einem Rohr und einem geschnitzten dicken Baumstamm bestand. Das Ganze war durch eine Art Lattenzaun vom Wald abgegrenzt. Die Tür des Häuschens stand offen. Das schaut nicht aus wie eine Wildfütterung, dachte Dietmar. Das ist ja ein richtiges Haus. Ein Jägerhaus. Oder Wochenendhaus. Wildfütterungen ähneln einem offenen Stadel, sind manchmal umzäunt, und immer haben sie Futterkrippen. Schon wollte er Gregor fragen, was das zu bedeuten habe, als plötzlich etliche vermummte Gestalten aus dem Haus stürmten. Pirat fing zu bellen an und wedelte gleichzeitig wie wild mit dem Schwanz. Noch ehe Dietmar erfasste, was mit ihm geschah, wurde ihm eine Decke über den Kopf geworfen, und die Hände wurden ihm nach hinten gerissen. Der Beutel mit seinen Eislaufschuhen flog in weitem Bogen in den Schnee. Die Angreifer verloren kein Wort, nur Dietmar brüllte aus Leibeskräften, boxte wild um sich und versuchte, sich freizukämpfen Es

gelang ihm nicht. Die anderen waren in der Überzahl. Er schrie nach Gregor, nach Pirat. Die Decke erstickte seine Rufe. Er spürte, wie ein Strick um seinen Körper geschlungen wurde, so dass er sich überhaupt nicht mehr rühren konnte. Dann packten sie ihn und schleiften ihn über zwei Stufen und eine Schwelle ins Haus, wo sie ihn in eine Ecke legten. Es folgte Getrampel, Tuscheln, eine verstellte Stimme zischte: »Das ist die Strafe für Angeber und Verräter.«

Er hörte noch, wie eine Tür ins Schloss fiel und ein Schlüssel umgedreht wurde. Dann Stille.

Was war geschehen? Wer waren diese Maskierten, die ihn so abscheulich behandelten? Angeber und Verräter! Er hatte doch nicht angegeben. Und wenn, dann nur ein bisschen. Und verraten? Also verraten hatte er bestimmt nichts! Solche Deppen! Nun lag er da, in eine Decke gewickelt wie ein Baby, und die liefen frei herum! Warum hatten sie ihm das angetan? Wo war Gregor? Und Pirat? Hatten sie Gregor auch gefangen genommen? Dietmar rief nach ihm, er rief auch nach Pirat, aber niemand antwortete. Mit großer Anstrengung versuchte er, sich aufzurichten. Vergebens. Nun bereute er, nicht nach Innsbruck gefahren zu sein. Wie spät es wohl war? Er trug die Uhr, die ihm Großvater zu seinem achten Geburtstag geschenkt hatte, aber es war unmöglich, den Arm freizubekommen, um das Zifferblatt zu sehen. Verena würde inzwischen heimgekommen sein, aber sie glaubte ihn beim Eislaufen. Nie würde sie ihn hier in dieser Waldhütte suchen. Und Mama fuhr heute Nachmittag nach Salzburg. Morgen be-

gann ihr Kurs. Seelenruhig würde sie um fünf in den Zug steigen und überhaupt nicht wissen, in welcher Lage ihr Kind war. Tränen brannten ihm in den Augen. Vielleicht würde er Mama nie mehr wiedersehen. Gleich nach dem Mittagessen hatte er seine Eislaufschuhe in den Beutel gesteckt, ihr ein Bussi gegeben, weil sie sich ja für eine ganze Woche trennten, und sich davongemacht. Warum sie auch diesen blöden Kurs besuchen musste! Paps war es auch nicht recht. Er hatte es ihm gesagt. Es sollte jedoch unter ihnen bleiben. Ein Geheimnis unter Männern. Wenn Paps hier wäre! Der würde es ihnen zeigen, dieser feigen Bande! Mühsam versuchte Dietmar, sich auf die andere Seite zu wälzen. Die Stricke schnitten ihm in die Muskeln. Wenn er nur diese Stricke lockern könnte, wenn er nur eine Hand frei bekäme!

Gerlinde schoss in der Wohnung umher.

1 Gerlinde schoss in der Wohnung umher. Auf einem Stuhl
2 stand ein Koffer, in dem sich bereits der Toilettebeutel samt
3 Zahnpasta, Zahnbürste und einem neuen Seifenstück be-
4 fand.

5 »Soll ich den grünen Pulli oder lieber die rot-weiß-schwarz
6 gestreifte Bluse mitnehmen? Und vielleicht einen Rock?
7 Den grauen, dazu passt praktisch alles. Womöglich gehen
8 wir einmal essen, am Abend oder so, dann muss ich etwas
9 Ordentliches zum Anziehen haben.«

10 »Nimm einfach so viel mit, wie in den Koffer hineingeht. Je
11 mehr Auswahl du hast, desto besser ist es«, sagte Sabine.

12 Sie war gekommen, um Gerlinde beim Packen zu unter-
13stützen. Aber auch als moralische Instanz, sozusagen.

14 »Dass Mama nach Salzburg fährt, um den Kurs zu ma-
15 chen, glaube ich erst, wenn ich ihr am Bahnhof hinterher-
16 gewinkt habe«, hatte sie ihrer Schwester anvertraut. Des-
17 halb verbrachte sie diesen Nachmittag hier, beriet ihre
18 Mutter und versicherte ihr ein Dutzend Mal, dass in ihrer
19 Abwesenheit nichts, absolut nichts passieren würde.
20 Erstens wollte Sabine die ganze Zeit über persönlich ein
wachsames Auge auf den Haushalt haben, zweitens über-

siedelte Großvater für diese Woche zu Dietmar und Verena. Er war ein ausgezeichneter Koch und beide liebten ihn.

»Bist du sicher, dass Dietmar mich nicht zu sehr vermisst? Er war im Sommer erst zehn, und die ganze Umstellung, die er in den letzten Monaten mitgemacht hat –« »Mach dir keine Sorgen, Mama«, unterbrach Sabine die Kummer-tirade. »Dietmar ist tapfer. Es ist auch für ihn wichtig, dass du etwas für deine Karriere tust.«

Zweifelnd schüttelte Gerlinde den Kopf. Sie schaute blass und dünn aus, und in ihren Haaren glitzerten mehr weiße Fäden als je zuvor. Dabei hatte ich gehofft, dass ihr Leben hier leichter würde, dachte Sabine. Wäre sie gleich von Vater weggegangen, gleich, als er das erste Mal auf sie einschlug, wäre ihr, aber auch uns Kindern viel Leid erspart geblieben. Laut sagte sie: »Weißt du eigentlich, dass wir alle sehr stolz auf dich sind, Mama? Vor einem Jahr hättest du nicht einmal davon geträumt, die Chance auf eine Stelle als Filialleiterin zu bekommen. Alle sind stolz auf dich, Verena und Großvater und Dietmar.« Sie zögerte. Dann sagte sie: »Und weißt du was? Auch Paps ist stolz auf dich.« »Nein, Herbert nicht. Er ist absolut gegen diesen Kurs.«

»Ja, ja, das sagt er. Aber glaube mir, Mama, nur wenn du selber etwas bist, deinen eigenen Weg gehst, hat er Respekt vor dir. Nimmst du die schwarzen Pumps auch mit?«

»Ich weiß nicht recht. Am Tag zieh ich die bequemeren braunen an.«

»Nimm sie mit! Man kann nie wissen! Womöglich hast du Lust, am Abend tanzen zu gehen. Da lernst du sicher nette Leute kennen.«

»Du willst mich wohl verkuppeln!«

»Ich möchte, dass du neben der ganzen Lernerei auch ein bisschen Spaß hast.«

»Hoffentlich verstehe ich den Stoff, und hoffentlich kann ich ihn mir merken. Die Vorbereitung hätte ich ohne dich auch nicht bewältigt. Wenn man nicht mehr jung ist, wird das Lernen schwierig.«

»Ach, die paar Abende, wo ich dir ein bisschen etwas erklären konnte. Das ist nicht der Rede wert. Du schaffst es, Mama. Ganz bestimmt.«

»Wenn nicht, ist die ganze Anstrengung umsonst.«

»Nein! Auch wenn du bei der Prüfung durchrasselst, war der Kurs nicht umsonst. Du hast dich getraut, auf die Schule zu gehen. Du hast auf jeden Fall etwas gelernt. Du warst eine Woche weg von den täglichen Sorgen und dafür mit interessanten Kollegen zusammen.«

Gerlinde schlichtete ihren besten Pyjama auf ein Paar dicke Wollsocken. »Mir kommt vor, seit du aus Frankreich zurück bist, haben wir die Rollen vertauscht. Du bemutterst mich, baust mich auf ...«

»Weil es mir im Moment gut geht. Und weil ich so froh bin, so froh, Mama, dass du weg bist von Paps.«

»Dietmar möchte zurück. Aber das weißt du ja.«

»Ja ja, Seine Freunde, die Videofilme, die Spiele ...«

»Er hängt an Herbert.«

»Wie oft hat er im Bett geheult vor Angst und Kummer. Und dann das Bettnässen! Obwohl wir immer versucht haben, sein Bettnässen zu bagatellisieren, war es eine schwere Belastung für ihn. Eine Demütigung. Er hat sich

geschämt. Jetzt ist das vorbei. Allein das ist es wert, dass du ausgezogen bist.«

Gerlinde nickte. »Das stimmt schon.«

»Abgesehen von Dietmar, du hast auch eine Verantwortung für dein eigenes Leben, Mama.«

»Ich hoffe nur, dass in dieser Woche nichts passiert!«

»Was soll denn passieren? Eine Woche geht schnell vorbei. Jetzt eine Woche, im Jänner eine Woche. Und mit ein bisschen Glück bekommst du die Stelle. Filialleiterin! Dann lassen wir eine Fete steigen. Ich freu mich schon darauf! Nimmst du den leichten Haarföhn mit? Dann kannst du dir zwischendurch einmal die Haare waschen.«

Gerlinde nickte. »Okay. Steck ihn in die Reisetasche, bitte. Du, Sabine, – ich wollte dich schon lange was fragen.«

»Nur zu!«

»Neben Verena oder Dietmar wollte ich nichts sagen.«

»Klar. Was willst du wissen?«

»Dieser Freund in Dijon, bei dem du ein paar Tage geblieben bist, ist das was Ernstes?«

»Was Ernstes? Was stellst du dir darunter vor?«

Gerlinde zuckte die Schultern. »Na ja, ist es ein richtiger Freund? Bist du verliebt in ihn oder so?«

Sabine drehte sich abrupt um. Einer der Gründe, warum sie das Angebot von Natalia angenommen hatte, war Mama mit ihrer Neugierde. Aber andererseits, warum sollte eine Mutter nicht neugierig sein auf das Leben ihrer Tochter? »Also, Maurice und ich haben uns in Meribel kennen gelernt. Er arbeitete im selben Hotel als eine Art Verwalter oder Manager.«

Gerlinde schüttelte den Kopf. »Bei uns leiten die Hotel-eigentümer ihre Hotels normalerweise selbst.«

»Unseres gehört einer Hotelkette. Maurice und ich haben uns gleich gut verstanden, und als die Saison vorbei war, hat er mich eingeladen, ein paar Tage bei seiner Familie zu verbringen. Sie leben in einem alten großen Haus am Stadtrand. Wir sind zusammen nach Dijon gefahren – aber wir hatten getrennte Zimmer. Offiziell. Schließlich sind wir nicht verlobt oder so was. Außerdem will ich sowieso nie heiraten.«

Gerlinde zog den Kopf ein. »Du willst nie heiraten, weil Herbert und ich – weil unsere Ehe schief gelaufen ist.«

»Mama, ich bitte dich, hör auf, dir auch deswegen noch Vorwürfe zu machen. Ich will Physik studieren. In Innsbruck. Und dann will ich mir einen interessanten Job suchen. Und überhaupt –«

»Du, schau einmal, wer da kommt!«, rief Gerlinde überrascht aus. Um besser sehen zu können, zog sie den Vorhang zurück. Das Wetter hatte sich verändert, der Föhn hatte sich gelegt, es schaute nach Schnee aus. Unten auf dem Parkplatz kletterte Großvater aus dem Fond eines dicken grellroten Wagens. Gleichzeitig gingen die Türen vorne auf, und ein Herr und eine Dame kamen zum Vorschein. »Kennst du die zwei, die Großvater da anschleppt? Sie werden wohl nicht auch hier wohnen wollen?«

»Besuch! Ausgerechnet heute, wo wir mitten im Packen sind und ich gleich zum Bahnhof muss!«, seufzte Gerlinde.

»Typisch Großvater«, murmelte Sabine.

Unten war inzwischen der Deckel des Gepäckraumes

hochgeklappt worden, und die beiden Männer hoben mit sichtlicher Mühe eine große Schachtel heraus.

»Was da wohl drinnen ist? Ich lauf hinunter und helfe ihnen«, rief Sabine.

Die Dame hatte inzwischen ein Kofferchen, das Gerlinde als ihres Vaters bevorzugtes Gepäckstück erkannte, an sich genommen und schritt entschlossen hinter den älteren Herren auf die Haustür zu.

»Frau und Herr Girstmaier«, verkündete der Großvater, als sie den Karton abgestellt hatten. »Alte Freunde aus dem Seniorenwohnheim. Seit ihrer Hochzeit leben sie allerdings nicht mehr da.«

»Wir halten Sie nicht auf«, versicherten die zwei älteren Herrschaften wie aus einem Munde. »Wir wissen, dass Sie heute verreisen. Da unser Freund kein Auto besitzt, war es für uns eine Selbstverständlichkeit, den Fernseher zu transportieren.«

»Dietmar wünscht sich schon lange wieder einen Fernseher und einen Videorekorder, und da habe ich mir gedacht, nun, da du weg bist, als Trost sozusagen, und Freunde hat er auch noch keine, zumindest hier nicht –« Großvater stotterte ein bisschen herum.

»Also, Vater, was fällt dir ein! Fernseher, Video. Was diese Geräte kosten! Du verwöhnst den Bengel!«

»Es ist nur ein kleiner. Ich hoffe, du hast auch Freude daran, wenn du aus Salzburg zurückkommst. Ein bisschen Entspannung und Zerstreuung, das brauchst du auch.«

Gerührt schloss Gerlinde ihren Vater in die Arme. »Das wird eine Überraschung, wenn Dietmar heute Abend

heimkommt. Um sechs soll er vom Eislaufen zurück sein. Ich sitze um diese Zeit allerdings bereits im Zug.«

»Also, wir lassen euch jetzt allein«, verkündete Frau Girstmaier. Und ihr Mann setzte hinzu: »Wir möchten zu Hause sein, bevor die Fahrbahn schneebedeckt ist. Ich habe absolut keine Lust, Schneeketten zu montieren. Bernhard, wir sehen uns dann am Sonntag in zwei Wochen zum Mittagessen, okay?«

Großvater und Sabine suchten einen geeigneten Platz für den Fernseher. Gemeinsam studierten sie die Gebrauchsanleitung zur Installierung und Programmierung, während Gerlinde die letzten Stücke im Koffer verstaute.

»Ein hartes Stück Arbeit«, meinte Großvater. »Dabei bin ich normalerweise nicht begriffsstutzig. Oder liegt es womöglich an meinem Alter?«

»Das liegt nicht an unserer mangelnden Intelligenz, sondern daran, dass die so viele unnötige Funktionen in die Geräte packen und dazu noch so komplizierte Beschreibungen liefern.«

»Dabei hätte ich Dietmar gerne überrascht. Was glaubst du, was er für Augen macht, wenn er zur Tür hereinspaziert, nichts ahnend, und ich drücke auf einen Knopf und die eine tolle Reportage über Wildtiere beginnt.«

Gerlinde schüttelte den Kopf. »Vater, ich bitte dich!«

»Dietmar hat mich jede Woche angerufen und mir erzählt, wie öde er es findet, nie fernsehen zu können. Die anderen erzählen immer von den Sendungen, die sie sich angeschaut haben, und er steht daneben und kann nicht mitreden.«

»So ein Lauser! Von diesen Telefongesprächen weiß ich nichts. Hat er womöglich behauptet, das fehlende Fernsehgerät sei der Grund, dass er in seiner Schule keinen Freund findet?«

»Aber nein. Natürlich nicht!«, antwortete Großvater, indem er eifrig weiter gezielt Tasten drückte und Ordern eingab. »Ha, siehst du, Gerlinde, das erste Programm haben wir schon. Großartig!«

»Na, ich wünsche euch noch viel Spaß«, sagte Gerlinde.

»Ich muss los. In zwanzig Minuten geht mein Zug.«

»Wir kommen mit! Wir begleiten dich, Gerlinde, ist doch klar!«

»Nein, nein«, wehrte Gerlinde ab. »Verena ist noch immer beim Zahnarzt. Das kann noch dauern. Der ist berüchtigt für lange Wartezeiten. Einer muss da sein, wenn Dietmar heimkommt.«

»Gut, dann soll Großvater Dietmar erwarten. Zehn Minuten nach deinem Zug fährt einer Richtung Innsbruck. Mit dem fahre ich heim.«

Streng geheim Telefongespräch

Streng geheimes Telefongespräch zwischen einem Handy am oberen Balkon des Hauses Grießergasse 18 und einem Handy im Badezimmer des Hauses Weitlandstraße 35.

»Hallo, Gregor, bist du's?«

»He, Haimo! Endlich rufst du an! Warum hast du dein Handy ausgeschaltet? Ich muss dir dringend was sagen.«

»Kann nichts dafür. War praktisch eingesperrt, inmitten der Familie im Wohnzimmer. Erst jetzt hab ich mich davonmachen können.«

»Du, Haimo, ich darf nicht mehr weg.«

»Was? Ich nämlich auch nicht. Der Onkel Theo aus Berlin ist gekommen. Samt Familie. Mama lässt mich nicht weg. Sie sagt, es ist unhöflich, wegzugehen, wenn Besuch da ist.«

14

»Meine sagt, ich darf heute nicht mehr hinaus. Sonst krieg ich wieder Bronchitis und Husten und kann nicht in die Schule. Das ist sowieso ihre größte Sorge. Papa muss mit dem Pirat eine Runde machen, ich muss daheim bleiben.«

»Dann muss Melitta allein in die Jägerhütte hinaufgehen.«

»Geht leider nicht. Ich habe gerade vorher mit ihr telefoniert. Sie hat mir gesagt, der Plan ist gescheitert. Der Leiter

von der Gruppenstunde hat angerufen, die Gruppenstunde fällt heute aus. Dummerweise hat ihr Vater abgehoben. Nun hat sie keinen Vorwand mehr, wegzugehen.«

»Wir müssen Thomas und Fritzi verständigen, dass sie Dietmar freilassen.«

»Blödsinn! Das haben wir doch schon abgeklärt. Wir waren die Einzigen, die eine Ausrede hatten, am Abend von zu Hause wegzukommen.«

»Oje! Blöd ist das! Da muss er die ganze Nacht gefangen bleiben. Aber wir können nichts machen.«

»He, das geht nicht! Es war ausgemacht, dass wir ihn nach zwei Stunden freilassen. Jetzt sind schon drei vergangen. Der wird ja einen Riesenhunger haben.«

»So schnell verhungert einer nicht. Eine Nacht da draußen – was glaubst du, wie der kuschen wird. Der verdirbt uns nicht noch einmal einen Nachmittag!«

»Er hat uns ja nicht verboten, Snowboard zu fahren.«

»Spinnst du auf einmal? Er ist schuld, dass wir gerauft haben und dass der Büchner uns gezwungen hat, am Nachmittag in die Schule zu gehen. Gerade beim schönsten Schnee! Wo der Lift schon in Betrieb war. Wegen ihm war ich heuer überhaupt noch nicht Schi fahren.«

»Ja, schon. Aber ausgemacht waren zwei Stunden und nicht eine ganze Nacht. Stell dir vor, der muss pieseln!«

»Das stell ich mir lieber nicht vor. Der versaut noch den Teppich.«

»Mir wird ganz anders, wenn ich daran denke, dass wir ihm die Hände auf den Rücken gebunden haben. Stell dir vor, er muss erbrechen. Der erstickt uns noch in der Decke.«

- »Wieso soll er denn erbrechen? Er hat ja nichts zu essen gehabt.«
- »Trotzdem, wir müssen so schnell als möglich zur Hütte hinauf. Er könnte nämlich auch erfrieren! Die Hütte ist nicht geheizt.«
- »Aber in der Decke hat er es bestimmt warm genug.«
- »Wenn er erfriert, sind wir schuld. Die Polizei kommt bestimmt drauf, dass wir ihn in die Hütte gesperrt haben.«
- »Aber wir können jetzt nichts tun!«
- »Weißt du was? Ich rufe einfach bei ihm zu Hause an und sag, wo er ist. Dann können sie ihn selber holen.«
- »Wir haben die Tür abgesperrt, und sie haben keinen Schlüssel. Den habe ich wieder in Vaters Arbeitszimmer gelegt. Wahrscheinlich finden sie die Hütte gar nicht. Außerdem gehört sie meinem Vater. Da kommen sie sofort drauf, wer hinter der ganzen Sache steckt. Das geht nicht, was glaubst du, was da los ist bei mir daheim!«
- »Wenn er erfriert, ist noch mehr los!«
- »Schönes Schlamassel!«
- »Du musst mit deinem Vater reden!«
- »Bist du wahnsinnig? Ich soll ausbaden, was ihr uns eingebrockt habt! Das kann ich nicht machen.«
- »Alle fünf haben wir uns das eingebrockt. Es ist besser, dein Vater erfährt es von dir als von der Polizei.«
- »Nein, nein. Das geht nicht. Das kann ich nicht – du, ich glaube, da ist jemand. Ich muss aufhören –«

Als Verena gegen sechs Uhr nach Hause kam

Als Verena gegen sechs Uhr nach Hause kam, traf sie auf einen ziemlich nervösen Großvater. Er hatte inzwischen die zwei Programme des Österreichischen Fernsehens installiert, den Teletext ausprobiert und wollte nun eigentlich den Videorekorder programmieren. Doch er konnte sich nicht drei Minuten lang auf die komplizierten Instruktionen der Herstellerfirma konzentrieren. Immer kam ihm der Gedanke an Dietmar dazwischen. Draußen war es bereits stockdunkel, und zu allem Überfluss hatte es zu schneien begonnen. Ein Kind von nicht einmal elf Jahren gehörte um diese Zeit und unter diesen Umständen ins Haus. Das war jedenfalls seine Meinung. Er war fest entschlossen, in Hinkunft eine feste Regel einzuführen: Bei Einbruch der Dämmerung sollte Dietmar daheim sein.

Auch Verena wunderte sich. Normalerweise genügten Dietmar und seinen Freunden drei Stunden Eis laufen in der Halle. Meistens benützte er den Zug um 17 Uhr 22 und war knapp nach sechs daheim.

»Wir rufen einfach bei Peter oder Alex an. Dann wissen wir Bescheid. Vielleicht ist er noch zu ihnen nach Hause gegangen. Die verstehen sich gut.«

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20

15

»Das kann er. Aber er sollte anrufen, wenn er später kommt«, brummte der Großvater. »Er kann sich ja denken, dass ich mir Sorgen mache. Heute ist der erste Tag, an dem ich die Verantwortung trage.« Die Frage, ob Gerlinde unpünktliches Heimkommen tolerierte, unterdrückte er. Das Letzte, was er wollte, war, seiner Enkeltochter gegenüber Zweifel an den Erziehungsmethoden ihrer Mutter zu äußern.

»Du schaust ganz erfroren aus, Verena«, sagte Großvater. »Ich habe schon alles fürs Abendessen hergerichtet. Komm in die Küche, hier ist es warm.«

Großvater stieß die Küchentür auf. Verena riss die Augen auf. »Ein Fernseher! Ist ja toll! Wo kommt denn der her?«

»Von mir«, sagte Großvater und versuchte, bescheiden auszuschaun.

»Du gibst alles Geld, das dir vom Altersheim nicht abgezogen wird, für uns aus. Und bei dir sparst du! Dieser Pulli, den du heute anhast, der ist mindestens zehn Jahre alt.«

»Das ist ein schöner Pullover. Den liebe ich. Den hat Großmutter noch gestrickt, bevor sie krank geworden ist.«

»Trotzdem, Großvater, du solltest mehr auf dich schauen und dir selbst auch was gönnen.«

»Ach, die Dinger kosten heutzutage nicht mehr so viel. Hast du gesehen, ein Videorekorder ist auch dabei«, sagte er. Nun klang doch ein wenig Stolz aus seiner Stimme.

»Wenn Dietmar wüsste, welche Überraschung du mitgebracht hast, wäre er heute bestimmt nicht weggegangen.«

»Ja, ich hab den Fernseher hauptsächlich wegen Dietmar gekauft. Mir kommt vor, er tut sich am schwersten mit der

Umstellung. Du, Verena, du verstehst Gerlinde, du weißt, dass eine Trennung unbedingt notwendig war. Aber Dietmar? Er ist einfach noch zu klein.« Großvater rückte die eine Tasse zurecht. »Also, ich hoffe nur, er kommt bald. Solange ein Kind abends außer Haus ist, habe ich keine Ruhe. Das war früher auch so, als deine Mama noch klein war und bei Großmutter und mir gelebt hat.«

»Dietmar ist ein Lauser, aber normalerweise verlässlich. Er wird bestimmt bald da sein.«

Der Tisch war gedeckt, der Fleischkäse in Scheiben geschnitten, und die Pfanne stand schon auf dem Herd.

»Verena, bitte, ruf Dietmars Freunde an. Damit wir wissen, wo er steckt.«

»Okay, okay, ich muss nur noch die Telefonnummer suchen«..

Großvater ging mit Verena auf den Flur hinaus. Die Nummer war bald gefunden. Es meldete sich Peters Mutter. Sie bestätigte, dass ihr Sohn heute mit Freunden Eis laufen war. »Er ist vor einer halben Stunde heimgekommen«, sagte sie. »Jetzt duscht er gerade. Wenn er fertig ist, soll er dich anrufen. Sicher weiß er, um welche Zeit Dietmar nach Innerau gefahren ist.«

»Danke, das ist nicht notwendig. Wenn die Buben so lange in der Halle waren, kann Dietmar noch nicht zu Hause sein. Da brauchen wir uns gar keine Sorgen zu machen. Dann kommt er sicher mit dem Zug um Viertel vor sieben.« Verena bedankte sich und legte auf. Auch Großvater beruhigte sich.

»Um halb sieben gehe ich los und hole Dietmar vom Bahn-

hof ab. Allein lasse ich ihn bei diesem Schneesturm nicht nach Hause gehen.«

Großvater war gerade dabei, Tee aufzubrühen, als die Tür-glocke schellte. »Ah, er kommt jetzt schon. Vielleicht hat er mit einem Freund im Auto mitfahren dürfen«, rief Verena erleichtert und stürzte hinaus. Sie öffnete die Tür. Draußen stand ein junges Mädchen und schüttelte den Schnee von Jacke und Schuhen.

»Hallo, wohnt hier ein Bub, der Dietmar heißt?«

»Dietmar, ja, ja, er ist mein kleiner Bruder.« Das Mädchen war eigentlich eine junge Frau, ungefähr so alt wie Sabine. Sie trug eine sehr modische Brille, deren grüne Fassung denselben Farbton aufwies wie ihre Mütze und der Pulli, der unter der Jacke hervorlugte.

»Ich bin Susanne, die Schwester von Haimo, einem Schulkameraden deines Bruders.«

Verena spürte, wie sie weiß wurde. »Was – ist was geschehen? Wo ist Dietmar? Ist ihm was passiert?«

Susanne schüttelte den Kopf. »Nein, nein, ich glaube nicht, ich glaube, es ist alles in Ordnung. Ich denke, es geht ihm gut. Beruhige dich. Es tut mir furchtbar Leid, aber es wird alles wieder in Ordnung kommen.«

In diesem Augenblick erschien Großvater unter der Tür.

»Nanu, ich dachte Dietmar sei heimgekommen.«

»Dietmar, also wegen ihm bin ich hier. Eigentlich mehr wegen meinem Bruder. Er und etliche seiner Mitschüler–« Susanne stockte.

»Bitte, red endlich!«, rief Großvater. »Oder besser, komm herein. Hier, zwischen Tür und Angel zieht es wie in einem

Vogelhaus. Das ist nicht zum Aushalten. Morgen wachen wir alle drei mit Kopfweh auf.«

Verena schloss die Tür. Sie spürte, wie ihre Knie zitterten, während sie den Mantel ins Badezimmer trug, um ihn über der Wanne zum Trocknen aufzuhängen. Dann lief sie in die Küche. Großvater hatte Tee eingeschenkt, und Susanne erzählte mit schnellen, sich überstürzenden Worten ihre Geschichte.

Gegen Abend war sie auf den Balkon ihres Elternhauses hinaufgestiegen, um ihren Blazer, den sie zum Lüften dort deponiert hatte, herunterzuholen. Dabei hatte sie, rein zufällig, einen Teil des Handygesprächs ihres Bruders mitgehört. Zuerst hatte sie nicht richtig zugehört, aber plötzlich hatte sie einige Bemerkungen aufgeschnappt, die ihr bedenklich vorgekommen waren. Sie hatte Haimo zur Rede gestellt. Er wollte nicht mit der Sprache heraus. Schließlich hatte sie ihn mehr oder weniger gezwungen, ihr zu sagen, was das Ganze zu bedeuten habe.

»Lange hat er sich gewehrt, Ausflüchte gebraucht. Aber dann hat er alles gestanden. Nachher war er direkt erleichtert. Als er per Handy mit seinem Freund sprach, hat er eher cool getan, aber ich habe sofort gemerkt, dass er durcheinander war. Sein schlechtes Gewissen hat ihn geplagt. Sie wollten Dietmar in Angst und Schrecken versetzen, aber ihn nach zwei, drei Stunden wieder befreien. Durch den Schneesturm und andere Zwischenfälle war ihnen das nicht mehr möglich. Haimo war in großer Sorge um Dietmar und hat nicht mehr ein und aus gewusst. Aber den Mut, die Erwachsenen einzuweihen und um Hilfe zu

bitten, hatte er auch nicht. Am liebsten hätte ich ihm eine Ohrfeige verpasst.«

»Hätte er sich verdient, der Halunke!« Großvater war empört. »Das ist doch unfair, Porzellana noch einmal! Dietmar in den Hinterhalt zu locken und dann über ihn herzufallen! Eine bodenlose Gemeinheit ist das!«

»Ich habe Haimo schnurstracks zu Vater geschleppt. Er wollte die Geschichte erst gar nicht glauben. Auch Mutter nicht. Haimo ist nämlich unser Jüngster. Ihr Herzbinkerl. Doch als Vater die Wahrheit endlich begriff, ging alles sehr schnell. Am Traktor haben wir im Winter meistens den Schneepflug montiert. So kann man selbst bei extremen Verhältnissen wie heute die Forststraße bis zur Abzweigung befahren. Das letzte Stück muss man auch im Sommer zu Fuß gehen, denn nur ein schmaler Weg führt den Hang bis zur Jagdhütte hinauf. Vater zwang Haimo, mit in den Wald zu gehen. Er sollte selbst versuchen, die Untat wieder gutzumachen.«

»Das ist ja unglaublich! Was fällt diesen Lausbuben nur ein!«, rief Großvater ein ums andre Mal.

Susanne schluckte. »Wissen Sie, es tut mir ja so Leid. Ich bin überzeugt, auch die Buben, die diesen Plan ausgeheckt haben, bereuen alles. Haimo ist oft ein Lauser, ein verwöhnter, aber so richtig böse Sachen wie diese hat er noch nie angestellt.«

»Armer Dietmar. Er wird fürchterliche Ängste ausstehen, allein in dieser Hütte. Und dazu noch die Kälte«, sagte Verena.

Großvater war aufgestanden und ging in der Küche auf

und ab. »Hoffentlich gelingt es Dietmar nicht, sich zu befreien! Wenn er versucht, auf eigene Faust heimzukommen – o Gott, ich darf gar nicht daran denken. Der verirrt sich hundertprozentig in diesem Schneegestöber. Da ist ja nicht die Spur eines Weges zu erkennen.«

»Am liebsten möchte ich gleich losziehen und ihn suchen«, sagte Verena. »Dieses Warten halte ich nicht aus. Oder sollen wir die Bergrettung verständigen? Für alle Fälle. In solchen Situationen können Minuten über Leben oder Tod entscheiden.«

»Aber nein! Wir werden bald Nachricht bekommen«, versuchte Susanne zu beschwichtigen. »Vater hat das Handy mit. Sobald Dietmar gefunden ist, ruft er hier an. Es wird nicht mehr lange dauern. Vielleicht noch zehn Minuten. Allerhöchstens eine Viertelstunde.«

»Und – und wenn er ihn nicht findet?«, fragte Verena.

»Er ruft auf alle Fälle an«, sagte Susanne. »Und er findet ihn. Ganz bestimmt.«

»Aber was ist, wenn er sich doch befreien konnte? Dann irrt er jetzt im Wald herum, während dein Vater ihn in der Jägerhütte sucht!«

Großvater war vor dem Herd stehen geblieben und kramte in seinen Jackentaschen herum. Seine Haare, obwohl als Igelfrisur kurzgeschnitten, wirkten zerzaust, die Hosen ausgebeult, der Hemdkragen offen.

Sein desolates Aussehen irritierte Verena. »Sag, Großvater, suchst du etwas Bestimmtes?«

»Ich? Nein. Warum?«

»Weil du in deinen Jackentaschen herumwühlst.«

»Ach so! Alte Gewohnheit, fürchte ich. Wahrscheinlich suche ich die Zigaretten.«

»Aber du rauchst ja nicht!«

»Nicht mehr. In solchen Situationen fällt der Mensch anscheinend in seine schlechten Gewohnheiten zurück.«

Er zog die Hände aus den Taschen und setzt sich wieder zum Tisch. Aber schon nach ein paar Sekunden sprang er wieder auf. »Also, ich habe mich entschlossen. Ich gehe Dietmar suchen.«

»Nein, Großvater, das darfst du nicht tun. Womöglich verirrst du dich auch. Du bist fremd hier.«

»Draußen stürmt und schneit es, man sieht kaum zwei Meter weit«, warnte Susanne. »Es sind bereits elf Minuten vergangen. Mein Vater kann jeden Augenblick anrufen.«

»Bitte, Großvater, beruhige dich.«

Großvater konnte sich nicht beruhigen. »Ausgerechnet heute, wo Gerlinde nach Salzburg gefahren ist, muss das passieren. Du und ich tragen doch die Verantwortung für Dietmar.«

Er lief wieder zum Fenster, schob die Vorhänge zurück und stieß die Flügel auf, als ob seine Augen durch Nacht und Dunkelheit bis zur Jagdhütte dringen könnten. Ein Windstoß fuhr ins Zimmer und wirbelte eine Hand voll Schnee bis in die hinterste Ecke. In diesem Augenblick läutete das Telefon.

Als Erstes hatte Dietmar versucht, sich auf den Bauch zu rollen.

Als Erstes hatte Dietmar versucht, sich auf den Bauch zu rollen. Seine Lage war äußerst unbequem. Die Decke hüllte ihn vom Kopf bis zu den Zehen ein. Er konnte nichts sehen, sich nicht rühren, kaum atmen. Trotzdem wich das Gefühl der Panik. Langsam konnte er wieder denken. Wichtigstes Ziel musste sein, sich aus der Decke zu befreien. So gut es ging, zog er die Beine an, streckte sie wieder aus, hob den Oberkörper vom Boden ab, ließ sich wieder sinken, bewegte den Kopf hin und her, dehnte die Arme, streckte alle zehn Finger aus, und das immer und immer wieder. Mit einem Mal schien sich der Druck der Stricke etwas zu lockern. Er verstärkte die Bewegungen, schnellte auf und ab wie ein Fisch auf dem Trockenen. Plötzlich löste sich ein Zipfel der Decke vor seinem Gesicht, er bekam den Kopf frei. Sehen allerdings konnte er nichts. Der Raum, in dem er sich befand, war stockdunkel. Er horchte, ob irgendein verdächtiges Geräusch zu vernehmen war. Alles blieb still. Anscheinend hatten sie ihn allein gelassen. Nach etlichen Verrenkungen gelang es ihm, mit den Zähnen eine Stelle des Strickes zu fassen. Dabei merkte er, dass es sich um eine relativ dünne Schnur handelte. Kein

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

Kunststoff, sondern ganz gewöhnlicher Spagat. Fast hätte Dietmar aufgejubelt. Er kaute und biss auf dem Spagat herum, als ob es sich dabei um seine Lieblingsspeise handelte. Mit der Zeit spürte Dietmar, wie ein Faserstrang nach dem anderen dünner wurde, sich löste und der Strick endlich riss. Es brauchte nur mehr wenige Sekunden, und Dietmar hatte sich ganz befreit.

Er sprang auf die Beine und suchte sich zu orientieren. Rund um ihn herrschte undurchdringliche Dunkelheit. Die Hände vorgestreckt, tastete er sich zu einer Wand und daran entlang. Plötzlich stießen seine Finger an eine Holzleiste, an Glas. Ein Fenster. Er drehte den Riegel um, das Fenster ließ sich öffnen. Nach draußen war es mit einem dichten Holzladen abgeschlossen. Dietmar stieß ihn auf. Eine Ladung Schneeflocken wirbelte ihm direkt ins Gesicht. Also war, wie vom Wetterbericht vorhergesagt, nach dem Föhn der große Schnee gekommen. Wie ein dichter Vorhang fielen die schweren nassen Flocken vom Himmel, verbargen die Bäume, den Zaun und das Gatter. Mit einem Satz sprang er aufs Fensterbrett und ins Freie. Sofort versank er bis zu den Knien im Schnee und eine Windböe riss ihm die Mütze vom Kopf. Gerade, dass er sie zu fassen kriegte, bevor sie in der Dunkelheit verschwand. Der Beutel mit den Eislaufschuhen war auch verschwunden. Der lag wahrscheinlich unter einem der Schneehaufen. Ob er sie wohl ausgraben konnte, morgen oder übermorgen? Vielleicht, wenn Verena ihm half. Und Sabine, die war stark.

Hauptsache, er war frei. Frei. Er brauchte nur dem Weg zu

folgen, den er gemeinsam mit Gregor und Pirat heraufgestiegen war, dann kam er zur Forststraße und von dort nach Hause. Er war gerettet!

War auch höchste Zeit. Sein Magen knurrte wie ein Wolf. Und ungemütlich kalt war es auch. Dunkel und kalt, aber zu Hause wartete Großvater auf ihn, und Verena hatte sicher bereits heißen Tee mit frisch gepresstem Orangensaft und Honig bereitet. Zum Abendessen sollte es gebratenen Fleischkäs geben, Mama hatte ihn vor undenklichen Zeiten – gestern – vom Geschäft heraufgebracht. Gebratener, heißer Fleischkäs, Semmeln, Ketchup! Herrlich! Also, nichts wie los!

Doch wo war der Weg? Soviel er auch spähte und schaute, er konnte nicht die kleinste Spur davon entdecken.

Bis zum Zaun waren es nur wenige Meter, dahinter neigte sich der Hang steil nach unten. Dietmar wählte einfach die Direttissima. Wie mit Paps. Mit Mama ließ sich das nicht machen. Die ging Hunderte von Serpentinaen aus. Aber wenn er und Paps einen Gipfel bezwangen, nahmen sie, wo immer es ging, die Direttissima. Dietmar versuchte die ersten Schritte, sein Kopf stieß gegen einen tief hängenden Ast. Unmengen von Schnee ergossen sich über Gesicht und Schultern und rutschten zwischen Jacke und Hals. Er schüttelte sich, versuchte mit klammen Fingern den kalten Schnee aus dem Pullover zu schleudern. Ohne großen Erfolg, ein Teil des Schnees rutschte weiter den Rücken hinab. Jetzt war schon alles egal. Er machte ein paar Sprünge, da verfring sich sein rechter Fuß in den dichten Zweigen, die unter dem Schnee verborgen lagen, und er stürzte zu Boden.

So konnte es nicht weitergehen. Tränen und Schnee vermischten sich in seinem Gesicht. In der Dunkelheit kam er aus diesem Wald ohne Weg oder Steg nicht heraus. Es blieb wohl nichts anderes übrig, als zur Hütte zurückzukehren und den Morgen abzuwarten.

Seine Fußstapfen waren bereits zugeweht, aber knapp über sich konnte er den Pfahl des Holzgatters ausmachen. Das Fenster stand noch offen und Dietmar kletterte ins Haus. Hier war es auch kalt, aber zumindest blieben Schnee und Wind ausgesperrt. Zuerst öffnete Dietmar die Läden des zweiten Fensters. Nun erfüllte weißes, dämmriges Licht den Raum, so dass er einen Herd, eine Küchen kredenz und eine breite Eckbank mit Tisch und Sesseln erkennen konnte. Eine Küche! Hier fand sich vielleicht etwas Essbares.

Tatsächlich entdeckte Dietmar Dosen mit Reis, Mehl, Polenta, Salz und Zucker, eine Flasche Öl, etliche Packungen Tee. Kein Brot. Doch in einer Lade lagen zwei Kerzen und Zünder, in der Kiste neben dem Herd gab es gespaltenes Holz.

Dietmar zündete beide Kerzen an, ließ ein wenig Wachs auf einen Teller tropfen und klebte die Kerzen fest. Er stellte sie auf den Tisch, und nun warfen sie große helle Ringe in die weiße Dämmerung. Wäre Pirat da gewesen, oder Gregor, es hätte direkt gemütlich sein können. Nein. Nicht Gregor! Der steckte wahrscheinlich mit den Vermummten unter einer Decke. Der hatte ihn absichtlich hierher gelockt, der gemeine Kerl.

In den Wohnungen, die Dietmar bis zu diesem Tag be-

wohnt hatte, wurde mit Gas oder Brennöl geheizt. Zum Glück hatte er – noch als Volksschulkind – mit Paps vierzehn Tage auf einer Almhütte zugebracht. Jeden Morgen waren sie gemeinsam aufgestanden und hatten im Herd ein prächtiges Feuer entzündet. Man brauchte dazu Zünder, Papier, dünne Holzspäne, dickere Holzspäne und schließlich große Scheite. In der großen Kiste war alles vorhanden. Fachgemäß baute Dietmar einen kleinen Scheiterhaufen, zündete das Papier an und bald knisterte es im Herd, die Flammen fraßen sich in das trockene Holz und verbreiteten die Illusion von Wärme. Wasser gab es keines in der Küche. Dietmar musste wohl oder übel nochmals ins Freie klettern. Kaum hatte er den Fensterriegel geöffnet, riss der Sturm die Flügel auf und wirbelte eine Wolke von Schnee ins Zimmer. Dietmar zog die Mütze tiefer über die Ohren und schwang die Beine aufs Fensterbrett, um hinauszuspringen, zögerte aber dann doch. Der Schnee reichte inzwischen fast bis zum Sims, da würde er ja glatt bis über die Ohren in dieser Wechte versinken. Lieber füllte er einfach den Topf mit Schnee an und lies den am Feuer schmelzen.

Nach kurzem Überlegen entschloss sich Dietmar für ein Essen aus gekochtem Reis und heißem Tee. Schnellkochtopf, wie Mama einen benützte, gab es leider keinen. Also musste er fleißig in der Kasserolle rühren, warten, Wasser nachgießen, wieder rühren, kosten, warten. Doch dann war es so weit: Der Reis war weich und nur ganz wenig angebrannt, der Tee gesüßt und die Küche halbwegs warm. Als er den letzten Rest aus dem Topf gekratzt hatte, fühlte er

sich tatsächlich satt und auch sehr müde. Er machte sich gar nicht die Mühe, ein Bett zu suchen, sondern wickelte sich nur in die Decke ein und legte sich auf die Eckbank. Zum Schluss blies er die Kerzen aus. Es war ein verwirrender Tag gewesen. Er sank in unruhigen Schlaf.

Während Großvater das Fenster wieder verriegelte

Während Großvater das Fenster wieder verriegelte, lief Verena in den Flur hinaus. Rief Haimos Vater an? Oder Mama? Was sollte sie sagen, wenn Mama am Telefon war? Die Wahrheit? Niemals! Mama würde augenblicklich zum Bahnhof laufen und mit dem nächsten Zug heimfahren. Dann konnte sie die Ausbildung und die Chance auf den neuen Job vergessen. Die Sache mit Dietmar einfach verschweigen? Das würde Mama ihr nie verzeihen. Trotzdem, Mama durfte von Dietmars Abenteuer erst erfahren, wenn alles gut vorbei war. Und – wenn es nicht gut vorbei ging? Verena spürte, wie sich ihr Magen verkrampfte. Es musste gut vorbei gehen. Unbedingt!

Am Telefon war Susannes Vater. Er gab Entwarnung. Es hatte etwas länger gedauert, denn sie mussten sich erst einen Weg durch den hohen Neuschnee bahnen. Doch nun waren sie in der Hütte angekommen und hatten Dietmar schlafend und gesund angetroffen. Sie wollten ihn sogleich aufwecken und dann losgehen. Eine gute halbe Stunde würden sie brauchen, um zum Traktor zu kommen, eine weitere Viertelstunde dauerte die Fahrt, also könnte Dietmar noch vor acht zu Hause sein.

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

»Danke, danke«, sagte Verena. »Herzlichen Dank, vielen herzlichen Dank!« Großvater und Susanne waren nachgekommen und standen neben ihr. Großvater legte ihr seine Hand auf die Schulter. Sie merkte, dass er noch immer zitterte.

»Also haben sie Dietmar gefunden? Mir fällt ein Mühlstein vom Herzen. Ich bin ja so erleichtert. Aber so bedanken brauchst du dich auch nicht. Schließlich hat uns der Sohn dieses Mannes, dieses elendige Früchtchen, diese ganze Chose eingebrockt, Porzellana noch einmal.«

»Jetzt ist alles gut«, sagte Verena.

»Bevor ich ihn nicht hier vor mir sehe, glaube ich gar nichts«, widersprach Großvater. Sie gingen in die Küche zurück. Großvater brühte eine weitere Kanne Tee auf. »Dietmar wird Durst und Hunger haben. Der arme Kerl hat seit Mittag nichts gegessen«, brummte er vor sich hin. Verena beobachtete die Zeiger der Küchenuhr. Sie schienen sich unglaublich langsam zu bewegen. Doch dann war es so weit. Acht Minuten nach acht klingelte es an der Tür. Es war Herr Schertler mit Dietmar an der Hand.

»Dietmar!« Verena schloss den Bruder in die Arme.

»Wo ist denn dieser Haimo?«, polterte Großvater los. »Den will ich mir nämlich vorknöpfen. Ordentlich vorknöpfen will ich mir den!«

»Der Haimo ist unten geblieben, auf dem Traktor. Der traut sich nicht herauf. Er hat begriffen, was er angestellt hat. Gott sei Dank ist es gut ausgegangen.«

»Das war Zufall«, sagte der Großvater. »Genauso gut hätte die Geschichte tragisch enden können.«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung«, sagte Herr Schertler. »Und ich bin auch nicht gewillt, einfach zur Tagesordnung überzugehen. Haimo und seine Freunde müssen versuchen, ihren Lausbubenstreich wieder gutzumachen.«

Großvater schnaufte. »Eigentlich sollte ich eine Anzeige machen. Bei der Polizei. Das ist ja kriminell, was die Buben angestellt haben.«

Herr Schertler zuckte zusammen. »Eine Anzeige? Eine polizeiliche Anzeige?«

Großvater nickte: »Genau! Eine polizeiliche Anzeige. Freiheitsberaubung, Gefährdung von Gesundheit und Leben, Körperverletzung und so weiter.«

»Bitte, keine Anzeige«, sagte Herr Schertler. »Ich kann Sie ja verstehen! Sie haben schreckliche Ängste ausgestanden. Ich ja auch, glauben Sie mir! Aber ich bitte Sie, von einer Anzeige Abstand zu nehmen. Wenigstens bis morgen. Dann reden wir noch einmal über alles. Einverstanden? Bitte!«

»Von mir aus«, brummte Großvater. »Hab sowieso anderes zu tun. Muss mich um den Kleinen kümmern.«

»Danke!«, sagte Herr Schertler. »Wir sind alle sehr müde. Du sicher auch?«, wandte er sich an seine Tochter.

Susanne nickte. »Ja, Papa. Ich möchte gleich mit dir heimfahren.«

Aufatmend schloss Verena die Tür hinter den beiden ab und lief in die Küche zurück. Großvater rührte drei Löffel Honig in einen großen Häfen Tee mit Orangensaft und schob ihn Dietmar hin. »Trink, das wird dir gut tun. Ich brate jetzt den Fleischkäs. Sicher hast du Hunger. Oder

magst du etwas Süßes, Nutellabrot oder ein Stückchen Schokolade?» Dann lief er ins Zimmer, kam mit einer Decke zurück und breitete sie über Dietmars Schultern. »Du schaust noch immer ganz erfroren aus, armer Bub. Verena, haben wir eine Wärmflasche für ihn? Ich mach ihm eine Wärmflasche, damit er sich aufwärmt. Gott, bin ich froh, dass der Bub wieder da ist.«

»Dietmar, erzähl, wie ist es denn dazu gekommen, dass du in den Wald gegangen bist?«, bat Verena. »Mama hat gesagt, du wärst Eis laufen.«

»Wollte ich ja. Ich wollte Eis laufen gehen. Aber dann – dann ist der Gregor gekommen mit seinem schönen Husky –« Dietmar stockte. Alles, was er in den letzten Stunden erlebt hatte, fiel mit riesiger Wucht über ihn her. Er legte den Kopf auf die Arme, tauchte dabei einen Teil seines Haarschopfs in den Teehöfen und fing wie wild zu schluchzen an.

»Nicht weinen, mein Schatz, mein Kleiner, nicht weinen. Nun ist ja alles wieder gut«, murmelte Großvater und tätschelte ihm den Rücken. »Alles ist wieder gut.«

»Meine Eislaufschuhe sind auch weg«, jammerte Dietmar weiter. »Die müssen irgendwo hinterm Zaun von der Jägerhütte liegen. Im Schnee. Die sind total vergraben im Schnee. Die werde ich erst wieder finden, wenn der Schnee weggetaut ist. Und dann ist der Frühling da, und man kann nicht mehr Eis laufen.«

»Die Eislaufschuhe muss der Herr Schertler ersetzen, ganz klar. Falls sie nicht mehr auftauchen, muss er dir neue kaufen! Überhaupt, man sollte die Sache doch anzeigen. Das sind doch Gangster, diese Kinder.«

»Das ist nur, weil Mama von Paps weggezogen ist. Deshalb! Daheim in der Stadt –«

»Also Dietmar, ich kann das nicht mehr hören!«, rief Verena. »An allem, was passiert, ist die Mama schuld! Schämst du dich nicht?«

Dietmar hob den Kopf. Da wurden seine Augen plötzlich groß und rund. »He, das ist ja ein Fernseher! Wir haben einen Fernseher! Großvater, du hast den Fernseher gekauft! Das ist ja megacool! Ein Fernseher! Ach, Großvater, du bist der Beste. Darf ich ihn einschalten? Bitte, bitte!«

»Heute nicht mehr, Dietmar. Du musst schnellstens ins Bett. Morgen, am Nachmittag, gibt es Kindersendungen, da suchen wir was aus.«

Dietmar verzog das Gesicht. Gleich würde er wieder losheulen, befürchtete Verena.

»Das Wichtigste ist, dass du wieder da bist«, sagte der Großvater. »Über alles andere können wir morgen nachdenken.«

Er nahm Dietmar an der Hand und führte ihn zu seinem Bett. Die Wärmflasche, in ein Tuch gehüllt, zu Füßen, rundum die Decke festgestopft und bis zur Nase eingemummelt, konnte ihm nichts mehr passieren. Er verlangte nach einer Geschichte – wenn schon ein Erwachsener an seinem Bett saß! – doch lange bevor Großvater es geschafft hatte, den komplizierten Handlungsstrang zu entwirren, war er schon eingeschlafen.

Erst zwölf Stunden später tauchte er aus angstvollen Träumen in die Wirklichkeit. Der blauäugige Husky, Gregor, der neue Freund? Was war mit dieser Hütte gewesen? Der De-

cke, in die man ihn eingebunden hatte, den Fesseln an Händen und Füßen? Ach ja, er hatte sich selbst befreit, Feuer gemacht, einen Topf Reis gekocht. Dann war dieser Mann gekommen, der ihn auf seinen Armen durch den tiefen Schnee zu einem Jeep geschleppt hatte. Und nun erwachte er im eigenen Bett zuhause? Plötzlich fiel ihm alles wieder ein. Mama war in Salzburg, Großvater passte in dieser Woche auf ihn auf und hatte einen Fernseher mitgebracht. Und dieser Traum war in Wirklichkeit passiert. Mit einem Satz sprang er aus dem Bett und stürmte in die Küche.

Tatsächlich, da stand der Fernseher auf der Kommode. Sein Bildschirm, obwohl ausgeschaltet, schimmerte im Glanz der Deckenleuchte. Großvater stand am Herd und rührte mit einem Schneebesen in einem Topf herum. Es duftete nach Kakao.

»Hallo, Dietmar! Ausgeschlafen?«

Großvater stellte die Kanne auf den Tisch, schnitt Brot auf und rückte Butter und Marmelade zurecht. »Verena ist schon unterwegs zur Schule. Du bleibst heute lieber bei mir zu Hause, nach dieser schrecklichen Nacht!«

Während sie noch beim Frühstück saßen, läutete das Telefon. Frau Schertler meldete sich und wollte Großvater sprechen. Sie wusste bereits, dass Gerlinde auf Fortbildungskurs war, und bat ihn inständig, keine Anzeige zu machen und auch in der Schule nichts über die gestrige Geschichte verlauten zu lassen. »Ich habe schon mit den Eltern der anderen beteiligten Schüler telefoniert. Wir möchten uns so rasch wie möglich mit Ihnen zusammen-

setzen. Dann können wir über alles reden. Über Wiedergutmachung und Änderung und alles. Es tut ja allen so Leid. Vor allen Dingen den Eltern. Die haben natürlich von nichts gewusst. Die waren alle total überrascht. Auch den beteiligten Buben und dem Mädchen tut es Leid. Sehr Leid sogar. So was darf nie mehr passieren. Da sind sich alle einig. Aber die Polizei oder die Schule möchten wir nicht mit hineinziehen. Bitte! Das macht alles so kompliziert ...«

Die Frau redete und redete. Großvater räusperte sich, wollte seine Meinung einbringen, aber da hatte sie schon aufgelegt.

»Also, ich denke, die Schule sollte wissen, was da für Früchtchen unter ihrer Obhut aufwachsen«, sagte er.

»Vielleicht sollte ich sofort zur Direktorin gehen und ihr die Geschichte von A bis Z erzählen.«

»Dann muss ich allein bleiben. Ich mag nicht allein bleiben«, wandte Dietmar ein.

»Kann ich verstehen. Nachmittag ist Verena da, da kann ich immer noch einen Sprung zur Schule machen.«

Aber Verena war auch dagegen. Wenn man die Sache unter sich regeln konnte, war das besser. Vor allen Dingen war es wichtig, ein gutes Verhältnis zu den Leuten im Dorf aufzubauen. Falls Mama die Stelle als Filialleiterin bekam

...

Gerlinde teilte diese Meinung. Und da die Geschichte gut ausgegangen war, konnte sie darauf verzichten, auf der Stelle heimzufahren. Allerdings beschwor sie Dietmar, ja nicht mehr allein in den Wald zu gehen. Er musste hoch und heilig versprechen, nach der Schule sofort, ohne den

geringsten Aufenthalt, nach Hause zu gehen und sich unter keinen Umständen nach Einbruch der Dunkelheit im Freien aufzuhalten.

Dietmar versprach alles. Im Augenblick war er rundum zufrieden. Paps hatte für morgen Nachmittag einen ausgiebigen Besuch angekündigt. Großvater war es im Laufe des Vormittags gelungen, den Fernseher samt Videorekorder zu programmieren. Also hockte Dietmar in der Küche, knabberte Soletti, trank ein Cola dazu – bei Mama streng verboten – zog sich einen wilden Zeichentrickfilm rein und genoss sein Leben.

Doch als er am nächsten Tag zur Schule ging, fühlte er sich ziemlich mulmig. Laut Großvater hatte Frau Schertler erzählt, dass alle fünf Kinder der Clique hoch und heilig versprochen hatten, ihm nie mehr etwas Böses anzutun, sondern freundlich und nett zu sein. Aber vielleicht sagten sie das nur, um die Erwachsenen zu beruhigen und vor allen Dingen selbst ihre Ruhe zu haben?

Während der Unterrichtsstunden passten die Lehrer auf. Da konnten seine Widersacher ihm nichts antun. Aber in den Pausen und auf dem Heimweg? Hinter jedem Gebüsch konnten die fünf auf ihn lauern und sich wieder rächen. Sabine hatte extra angerufen und sich erboten, Dietmar zur Schule zu bringen und wieder abzuholen. Auch Großvater wollte ihn begleiten, aber er lehnte ab. Er konnte doch nicht wie ein Kindergartenkind in der Schule aufkreuzen, Großvater oder die große Schwester im Schlepptau. Unmöglich!

In der ersten Stunde war Deutsch. Es läutete, und die

Kleiser betrat das Klassenzimmer. Sie blieb vor der Tafel stehen und musterte die Kinder mit einem strengen Blick. Dann sagte sie: »Gregor, Haimo, Thomas, Fritz, Melitta und Dietmar, kommt zu mir heraus. Ich habe mit euch zu reden.«

Sie weiß Bescheid, dachte Dietmar. Warum weiß die Lehrerin Bescheid? Die Eltern der fünf hatten den Großvater doch so lange bekümmert, bis er einverstanden gewesen war, weder die Polizei noch die Schule zu informieren.

Melitta stupste Dietmar an: »Also hat dein Großvater doch die Direx angerufen!«

Dietmar schüttelte den Kopf. »Nein, nein, bestimmt nicht.«

Die Kleiser trat näher an die sechs heran. »Ihr wisst, warum ihr hier steht?« Der Rest der Klasse tuschelte. »Ihr anderen seid ruhig und hört gut zu. Ich nehme an, alle wissen, worum es hier geht.«

»Also, ich weiß nur, dass der Schertler mit seinem Traktor gestern Nacht in den Wald gefahren ist«, rief Susi.

»Weil der Dietmar sich verirrt hat beim Spazieren gehen! Der kennt sich doch nur in der Stadt aus!«, kicherte Thomas.

»Blödsinn. Der Dietmar ist verschleppt worden. Von der Mafia! Das hat die Bäckerfrau heute früh erzählt!«, widersprach Christie.

»Und der Vater vom Haimo hat ihn gerettet!« Das war Andy, der immer alles ganz genau wusste. Seine Mutter betrieb eine kleine Trafik am Dorfplatz.

»Genug!«, rief die Kleiser. »Die Sache ist ganz anders und – wie ich meine – zutiefst erschütternd.« Sie hielt inne, strich

sich mit der flachen Hand eine Haarsträhne aus der Stirn und fuhr dann fort: »Niemals hätte ich gedacht, dass in meiner Klasse so etwas geschehen könnte. Fünf Schüler locken einen Mitschüler in eine abseits gelegene Hütte, fallen über ihn her und lassen ihn gefesselt in Dunkelheit und Kälte zurück!« Sie trat näher an die Kinder heran und schüttelte den Kopf. »Ich bin fassungslos! Wie konntet ihr nur so etwas machen? Was habt ihr euch dabei gedacht?« »Es, es ... also wirklich, es tut uns ja so Leid!«, stotterte Fritzi.

»Wir wollten Dietmar eh gleich wieder befreien. Das war ausgemacht. Wirklich!«, sagte Gregor.

»Leider ist so viel dazwischengekommen. Ausgehverbot, Besuche und solche Dinge. Das ging dann nicht mehr.« Thomas knabberte an seiner Unterlippe.

»Aber Haimo hat dann seinem Vater alles erzählt, und der hat Dietmar gerettet. Da waren wir alle ganz, ganz froh.«

»Das hat er nur gemacht, weil ihn seine Schwester unter Druck gesetzt hat«, sagte die Kleiser.

»Ich glaube, ich hätte es auch so getan«, sagte Haimo mit leiser Stimme. »Ich habe es nicht zugeben wollen, aber ich habe auch schrecklich Angst gehabt um Dietmar.«

»Frau Lehrerin, von wem wissen Sie überhaupt –?«, fragte Dietmar zaghaft.

Die Kleiser legte den Kopf schief. »Glaubt ihr wirklich, eine derartige Schandtat würde der Schule verborgen bleiben?« Sie schwieg einen Augenblick und fuhr dann mit ernster Stimme fort: »Also, ich bin zutiefst erschüttert. Wer von euch hat sich diesen Streich eigentlich ausgedacht?«

Die fünf standen da, zogen die Köpfe und sagten nichts. Die Lehrerin wartete.

Endlich raffte sich Melitta auf. »Ich glaube, das ist schwer zu sagen. So im Nachhinein. Es war einfach so, wir, also, irgendwie wollten wir es ihm heimzahlen.«

Gregor zog an seinen Fingern, bis sie knackten. Das machte er immer, wenn er aufgeregt war. Er sagte: »Jedenfalls hatten wir alle fünf eine Stinkwut auf Dietmar. Wegen ihm mussten wir am Nachmittag in die Schule gehen. Während die anderen lifteln konnten.«

Die anderen nickten kleinlaut.

»Ich hab auch in die Schule müssen!«, sagte Dietmar. »Dabei hätte ich so gerne mein neues Snowboard ausprobiert.«

Die Kleiser nickte. »Das hatte ja seinen Grund. Ihr habt euch in der Pause eine wilde Rauferei geliefert, und Herr Büchner hat euch nachmittags zur Strafe in die Schule geholt. Alle sechs. Das war nur gerecht.«

»Zuerst hat er mit uns geredet.«

»Eigentlich hat er mit uns geschimpft«, berichtigte Thomas. »Eigentlich hat er uns belehrt. Dass wir nicht raufen dürfen.«

»Ich kann mich erinnern, euch das auch gesagt zu haben«, bemerkte die Kleiser. »Leider ohne Erfolg.«

»Dann haben wir eine Stunde lang einen englischen Text übersetzen müssen. Ins Deutsche. Und als wir heimgehen durften, war der Lift schon geschlossen. Aber am nächsten Tag ist der Föhn gekommen, und der ganze Schnee war weg, und aus war es mit snowboarden. Es hat Tage

gedauert, bis es endlich wieder geschneit hat«, klagte Melitta.

»Und in dieser Zeit habt ihr euren schändlichen Plan ausgeheckt!«

Die fünf blickten schweigend zu Boden.

Die Kleiser schüttelte den Kopf. »Ich kann es einfach nicht fassen! Wie konnte es nur so weit kommen? Zu einer derartigen Feindseligkeit einem Mitschüler gegenüber?« Ratlosigkeit klang aus der Stimme der Lehrerin.

»Also, wir haben damit nichts zu tun!«, riefen einige Stimmen aus der Klasse. »Wir haben überhaupt nichts gewusst von der Sache.«

»Ihr habt nichts gewusst? Das mag schon sein. Aber auch ihr habt euch nicht bemüht, Dietmar in eure Gemeinschaft aufzunehmen«, sagte die Kleiser.

»Er hat nie gefragt, ob er mitspielen darf.«

»Wir hätten ihn bestimmt mitspielen lassen.«

»Er hat oft eingebildet getan.«

»Wahrscheinlich weil er aus der Stadt ist.«

»Er hat sogar geprotzt, dass sein Snowboard aus Frankreich ist. Aus Frankreich!« »Und seine Schwester auch! Dabei lebt die hier!«

Alle schrien durcheinander. Nur die fünf an der Tafel sagten nichts. Auch Dietmar schwieg.

Die Kleiser schlug die Hände zusammen. »Ruhe! Jeder kommt zu Wort, aber der Reihe nach.«

Sie machte ein paar Schritte in die Klasse hinein und blieb direkt vor Orelia stehen. »Was sagst du, Orelia? Deine Eltern sind erst vor drei Jahren nach Innerau gekommen?

Ging es dir am Anfang auch so, wie es Dietmar heute geht?»

Das Mädchen stand auf. Ihr rundes Gesicht strahlte. »Nein. Bei mir war es ganz anders. Im Haus, wo wir wohnen, wohnt auch die Sigrid. Im dritten Stock.«

»Sie ist gleich meine Freundin geworden. Schon am zweiten Tag. Da waren noch Ferien«, sagte Sigrid. »Dann sind wir gemeinsam zur Schule gegangen. Seitdem sitzen wir immer nebeneinander. Zuerst in der Volksschule, nun in der Hauptschule.«

»Seht ihr, so geht es also auch!«

»Orelia ist nicht eingebildet!«, sagte Peter.

Alle Augen richteten sich auf Dietmar. Er spürte, wie er rot wurde. »Ich bin auch nicht eingebildet. Wirklich nicht. Die anderen sind eingebildet. Sie lügen. Sie sagen ich – ich habe keinen Vater. Ich habe aber einen Vater. Und er besucht mich. Und geht mit mir Drachen steigen –« Plötzlich konnte Dietmar nicht weiterreden. In seinen Augen brannten Tränen. Er presste beide Hände ganz fest zusammen, bis er die Fingernägel spürte, und hoffte, so sein Weinen unterdrücken zu können.

»Dietmar hat sogar einen Großvater.« Das war Joschi. Alle lachten.

Die Kleiser hob die Hände. »Ich habe den Eindruck, die ganze Sache rührt daher, dass ihr euch nicht richtig kennt. Und dass eure Vorstellungen von Vorurteilen nur so strotzen: Stadtkinder sind eingebildet. Stadtkinder protzen mit Dingen, die nicht stimmen. Dorfkinder sind eingebildet. Sie lügen. Sie schauen andere Kinder scheel an, weil ihr Vater

nicht bei ihnen wohnt. In Wirklichkeit wollte Dietmar vielleicht gar nicht protzen, und Haimo und die anderen haben vielleicht nur so dumm geredet, weil sich die Situation aufgeschaukelt hat. Die nächste Stufe war die verhängnisvolle Rauferei in der Klasse. Und den Gipfel bildete zweifelsfrei der Lausbubenstreich der fünf. Der hätte sehr, sehr böse ausgehen können! Ich darf gar nicht daran denken, wie böse!«

Die Kinder schauten einander an. Eigentlich hatte die Kleiser Recht. So hatten sie gedacht, ohne wirklich zu denken. Und ein Wort hatte das andere gegeben, und der Zorn und die Wut waren größer geworden und die Lust, zuzuschlagen, sich zu rächen.

Melitta löste sich aus der Gruppe und schob sich vor die Kleiser hin. »Frau Klassenlehrerin, es tut uns sehr Leid. Wir werden niemals mehr solche schrecklichen Dinge tun. Wir möchten alles wieder gutmachen. Bestimmt!«

»Habt ihr euch auch schon überlegt, auf welche Art das passieren soll?«

Die fünf nickten eifrig. »Haben wir. Schon gestern. Noch bevor unsere Eltern mit Dietmars Großvater geredet haben«, erklärte Haimo.

»Ich lade Dietmar zu mir ein«, sagte Thomas. »Für Übermorgen. Mama backt einen Gugelhupf.«

»Mein Papa geht am Sonntag mit mir rodeln. Da nehmen wir Dietmar mit!«, berichtete Melitta.

»Ich habe meinem Papa geholfen, Dietmars Schlittschuhe zu suchen. Die waren ganz tief im Schnee. Aber wir haben sie gefunden«, erzählte Haimo.

»Und im Frühling kommt er mit in den Fußballverein. Mein Bruder hat schon mit dem Trainer geredet. Das klappt!«, rief Fritzi dazwischen.

Die Kleiser durchquerte mit langen Schritten das Klassenzimmer, von der Tür zum Fenster und wieder zurück. Dann blieb sie abrupt stehen und wandte sich an die Kinder: »Ich sehe, ihr habt euch tatsächlich Gedanken gemacht. Das sind brauchbare Vorschläge. So werdet ihr euch besser kennen und damit verstehen lernen. Ich hoffe, ihr habt aus dieser schlimmen Geschichte etwas fürs ganze Leben gelernt.«

Die ganze Klasse murmelte Zustimmung.

»Natürlich gibt es noch eine Aussprache mit den Eltern, nur damit ihr es wisst. Und nun setzt euch auf die Plätze!«, befahl die Kleiser. »Hefte herausnehmen. Ihr schreibt ein Diktat! Und dass ihr mir nicht voneinander abschaut!«

Hallo, Ihr Lieben,

1 Hallo, Ihr Lieben,

Salzburg, 30. Oktober

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

18

19

20

eben haben wir uns »Gute Nacht« gewünscht und den Hörer aufgelegt. Ich habe mit jedem von euch gesprochen, mit dir, Vater, mit Verena und Dietmar. Doch wie immer, wenn ich euch anrufe, habe ich nachher das Gefühl, vieles ungesagt gelassen zu haben. Das Telefon ist nicht dafür gemacht, Dinge zu sagen, die Zeit und Raum brauchen, es ist für Mitteilungen da, die wichtig sind, die man braucht zur Sicherheit, zur Beruhigung: Es geht uns gut, es ist alles okay ...

Nun lebe ich schon drei Tage hier in diesem Haus. Drei Tage, die ich von euch weg bin. Drei Tage, an denen ich nicht an die täglichen Dinge zu denken brauche: Was koche ich zum Mittagessen, hat Dietmar noch saubere Socken, habe ich die Kassa ordnungsgemäß abgeschlossen? Diese Dinge sind mir so fern gerückt. Es ist fast so, als ob ich mit dem neuen Leben, das ich führe, eine neue Identität gewonnen hätte.

Mir zittern nicht mehr die Knie, wenn ich an das böse

Abenteuer denke, das Dietmar erlebt hat. Die Aufregung, die Angst sind vergangen. Und ich bin froh, dass ich nicht meinem ersten Impuls nachgegeben habe, sofort und auf der Stelle nach Innerau zurück zufahren. Ihr habt Recht gehabt: Es ist für uns alle besser, dass ich hier bin und den Kurs erfolgreich abschließe.

Wir lernen hier neben manchen bekannten auch ganz neue Sachen. Ich höre von Zusammenhängen, an die ich nie gedacht habe. Meine Zimmerkollegin empfindet ähnlich. Sie heißt Nilana Wickneswaran und arbeitet in einem Supermarkt in Schwaz. Sie ist eine nette Frau. Wir sitzen abends in unserem Zimmer und lernen. Wir haben einen gemeinsamen Schreibtisch, ein langes Pult an der Fensterwand, und lesen in unseren Aufzeichnungen. Wir versuchen, Formulierungen oder Begriffe, die wir nicht verstanden haben, zu ergründen und fragen uns gegenseitig ab. So viel Zeit ist seit meiner Schulzeit verstrichen, dass ich nicht mehr wusste, wie mühsam es sein kann, Stunden um Stunden still zu sitzen, ungewohnte Überlegungen und Lehrsätze aufzunehmen, einzuordnen, sich zu merken. Doch ich hatte auch vergessen, wie viel Freude es macht, neuen Gedanken zu folgen, Berechnungen anzustellen, Lösungen zu suchen und zu finden. Deshalb beneide ich Leute, die viele, viele Jahre ihres Lebens damit zubringen können, Vorlesungen zu besuchen, über den Büchern zu sitzen, zu studieren. Ich bin von der Schulbank weg gleich als Lehrmädchen zum Warsteiner gekommen. Die Berufsschule zu jener Zeit war ein besserer Witz.

Ich wäre gerne Tierärztin geworden, aber ich habe mich

nicht getraut, diesen Berufswunsch zu äußern. Ich habe gewusst, dass meine Eltern darauf warteten, dass ich selbst etwas zu meinem Unterhalt beitragen konnte.

Ein paar Jahre nach der Lehre habe ich Herbert kennen gelernt, und wir haben geheiratet und Kinder bekommen.

Als auch Dietmar im Kindergartenalter war, bin ich wieder arbeiten gegangen. Halbtags. Die Mieten in diesen Neubauten sind teuer, die Kinder wachsen schnell, und Kindersachen sind auch teuer. Dann gibt es die Schulschiwochen und die Zahnspangen und viele Extrawünsche. Bald fingen die Probleme mit Herbert an und seine Anfälle, und ich fand weder Zeit noch Kraft oder gar Lust, zu lesen oder gar zu lernen. Alle Kraft, die ich noch hatte, musste ich aufbringen, um die paar Stunden im Supermarkt an der Kasse zu sitzen, den Haushalt zu machen, die Kinder zu betreuen und meine Angst vor Herbert niederzukämpfen und auch die Angst vor den vielen Tagen und Nächten, die vor mir lagen und die mich trennten von dem Augenblick, da alle meine Kinder groß sein und für sich selbst sorgen würden. Ich war mir überhaupt nicht sicher, ob die Kraft so lange halten würde.

Das ist jetzt anders geworden. Jetzt weiß ich, dass die Kraft halten wird. Sie reicht für diesen Kurs und für die Zeit, wenn ich wieder bei euch bin.

Ich bin froh, dass ich dieses Seminar jetzt besuche und das folgende im Jänner. Wer weiß, vielleicht gibt es noch andere, zu denen ich mich auch anmelden kann. Ich fürchte mich nicht mehr sonderlich vor dem Abschlusstest. Auch meine Kollegin Nilana hat Mut gefasst. Wir lernen zusam-

men, und wir sind überzeugt, dass wir es schaffen. Zumindest sind wir fast überzeugt.

An diesem Abend ist Nilana nicht hier. Ihr Mann ist für heute Abend aus Schwaz angereist, und sie sind zusammen in die Stadt essen gegangen. Er wird mit einem Nachtzug wieder heimfahren, denn er muss morgen wieder arbeiten. Es ist schön, das Zimmer allein zu haben. Ich habe die Vorhänge zurückgezogen. Ihr wisst ja, ich ziehe gerne die Vorhänge zurück.

Der Mond steht am Himmel. Eine breite silberne Sichel. Mir kommt dieser Mond vor wie unser Leben. Eigentlich glaubte ich, im Weggehen von Herbert in ein ganz neues Leben vorzustößen. Bis ich merkte, dass ich, dass wir alle, unser altes Leben mitnehmen und mit ihm unsere Ängste und Erfahrungen und Träume. Man kann das alte Leben nicht sehen. Aber es ist da. Wie bei diesem Mond hier. Was man sieht, ist der leuchtende Teil. Der andere, der dunkle, bleibt im Verborgenen. Trotzdem existiert er, ist ebenso real wie der Sichelmond.

Mir gefällt es, still am Fenster zu stehen und in den dunklen Garten hinauszuschauen und einen Brief zu schreiben, auch wenn ich diesen Brief nun, nachdem ich ihn beendet und durchgelesen habe, zerreißen werde. Ich habe festgestellt, dass dies ein Brief geworden ist, den eine Mutter nicht an ihre Kinder und auch nicht an ihren Vater senden kann.

Trotzdem schicke ich euch allen quer über Täler und Berge die herzlichsten Grüße und Umarmungen.

Gerlinde

In letzter Zeit kam Verena ab und zu später heim.

1 In letzter Zeit kam Verena ab und zu später heim. Seit
2 Herbst war im Gymnasium ein Aufenthaltsraum für Fahr-
3 schüler eingerichtet worden, der bis vier Uhr nachmittags
4 zugänglich blieb. Wenn man schon lernen oder Aufgaben
5 machen musste, war es angenehmer, dies mit einem
6 Freund zu tun. Leopold wurde langsam so etwas wie ein
7 Freund. Oder nicht? Oder mehr als ein Freund? War sie ver-
8 liebt? Gestern hatte sie schon fest geglaubt, sie sei es. Er war
9 ein bisschen schüchtern und hatte versucht, ihren Arm zu
10 streicheln, und sie war dabei ganz durcheinander gekom-
11 men. Aber da war auch schon der Schulwart angelatscht
12 und hatte verkündet, dass er die Schule jetzt absperren
13 wolle, weil es bereits zwei Minuten nach vier sei. Verena
14 hatte die ganze Zeit, auf dem Weg von der Schule zum
15 Bahnhof und dann auf der Fahrt von Innsbruck nach
16 Innerau, nachgedacht, was Leopold für sie war. Und was er
17 für sie werden könnte.

18 Als sie die Wohnungstür aufsperrn wollte, merkte sie,
19 dass der Schlüssel von innen steckte. Sie läutete. Dietmar
20 ließ sie ein. »Großvater ist da. Und Echem. Magst du mit-
spielen?«

»Was spielt ihr denn?«

»Mensch ärgere dich nicht.«

»Ausgerechnet! Wo ihr beide, Großvater und du, euch immer so ärgert, wenn ihr verliert!«

Dietmar verdrehte die Augen. »Echem ärgert sich noch mehr!«

»Na, Servus!«

In der Küche stellte sich heraus, dass eine Partie gerade abgeschlossen worden war. Großvater schlug vor, eine Kanne heiße Schokolade zu kochen und endlich die von ihm mitgebrachten Kuchenstücke zu verzehren. »Schade, dass Gerlinde arbeiten muss, wo wir es so gemütlich hier haben«, sagte er, während er das Kakaopulver in die heiße Milch rührte.

»Jetzt hat sie wenigstens den Kurs fertig und lebt wieder bei uns und nicht mehr in Salzburg.«

»Unsere Woche hier mit Großvater war aber auch schön!«, erinnerte Verena den Bruder.

»Früher, in der Edergasse, war Mama jeden Nachmittag zu Hause. Fast jeden Nachmittag.«

»Ach was, meine Mama kommt auch immer erst gegen fünf heim. Mir ist das egal. Schließlich bin ich kein Volksschulkind mehr.« Echems dunkle Augen blitzten.

»Es ist lieb von dir, uns so oft zu besuchen und jedes Mal Leckereien mitzubringen«, sagte Verena. »Der Streuselkuchen ist ein Gedicht.«

»Ach, Großvater kommt nur, weil er ein schlechtes Gewissen hat«, sagte Dietmar. »Die Mama erzählt ihm, dass ich dauernd den Fernseher laufen hab oder mir ein Video rein-

zieh, und deshalb schaut er nach dem Rechten, kontrolliert meine Aufgaben und zwingt mich, Vokabeln zu lernen.«

»Und weil er uns immer besiegen will im Mensch ärgere dich nicht, und das gelingt ihm selten. Er würfelt immer was Falsches!« Echem feixte.

»Heute nicht! Heute hat er gesiegt!«, rief Dietmar.

»Ihr seid richtige Rabauken«, sagte Verena. »Besonders du, Dietmar. Zuerst heulst du allen die Ohren voll, weil wir keinen Fernseher haben, und dann knackt Großvater sein Sparschwein, um dir deinen Herzenswunsch zu –«

»Ach wo«, unterbrach sie der Großvater. »Ich bin einfach gern hier. Dietmar käme gut ohne mich zurecht. Jetzt, wo er sogar einen Freund aus seiner eigenen Klasse hat.«

»Die anderen mögen ihn auch schon. Mir kommt vor, sogar der Haimo mag ihn«, sagte Echem.

Großvater schüttelte den Kopf. »Manchmal muss eine Situation wohl eskalieren, damit sie geändert werden kann. Wenn ich daran denke, wie ihr euch bis vor vierzehn Tagen verhalten habt ...«

»Das waren nicht alle«, rief Dietmar. »Echem zum Beispiel, der war nie gemein zu mir. Und andere auch nicht. Da war halt so eine Clique. Die waren gegen mich.«

»Ich glaube, wir anderen haben gar nicht richtig mitgekriegt, wie das abgelaufen ist. Dass Dietmar ausgeschlossen wurde. Obwohl, mich haben sie am Anfang auch ausgeschlossen. Aber das war noch im Kindergarten. Ich habe noch gar nicht richtig Deutsch geredet, weil meine Eltern erst ganz kurz hier waren. Da bin ich immer nur in einer

Ecke gesessen und war furchtbar allein. Später bin ich in eine andere Gruppe gekommen, da hat die Tante Olga darauf geschaut, dass mich die auch mitspielen lassen mussten.«

»Wenn es darum geht, Gutes zu verteilen, ist das Leben manchmal wirklich ungerecht«, sagte Großvater. Es klang allen ein bisschen rätselhaft in den Ohren.

Echem vertilgte das letzte Krümelchen seines Tortenstücks. »Großvater, jetzt müssen Sie mir noch eine Revanche geben!«

»Ich weiß nicht, ob sich das ausgeht. Ich muss den Vorabendzug erreichen. Im Heim herrschen strenge Sitten. Wehe, man kommt zu spät zum Essen. Da hagelt es gleich Vorhaltungen.«

»Bitte, bitte! Großvater!«

»Es ist aber wirklich das allerletzte!«, warnte der Großvater. Er stellte noch einmal das Spielfeld auf den Tisch. Dietmar nahm blaue, Echem grüne, Verena rote und Großvater schwarze Männchen. Großvater hatte wieder Glück. Er gewann, und auch die zwei Freunde brachten ihre Männchen vor Verena ins Ziel. Sie blieb nicht völlig cool, aber immerhin konnte sie ihren Ärger so weit verbergen, dass höchstens Großvater vage davon ahnte.

»Bevor du gehst, Großvater, müssen wir uns noch ganz kurz überlegen, wie wir das Fest für Mama organisieren«, sagte sie, indem sie die Spielutensilien in die Lade fegte. »Was meinst du, sollen wir den Abteilungsleiter einladen? Vielleicht auch die Familie Schertler?«

»Und Gregor mit seinem Husky!«, rief Dietmar begeistert.

»Und Echem und seine Mama und die große Schwester!«
»Hat deine Mama Geburtstag?«, erkundigte sich Echem.
»Ach wo, wir feiern etwas viel Cooleres. Mama hat den ersten Kurs bestanden, mit Auszeichnung. Im Jänner macht sie den zweiten.«

»Uiiii!« Echem pfiff anerkennend durch seine Zahnlücke.
»Also, ich zähle zusammen, wie viele Leute das werden«, sagte Verena, indem sie zu Notizblatt und Kugelschreiber griff.

Sie zählte, mit Herbert und der eigenen Familie, achtundzwanzig Personen.

»Das wird zu eng hier«, meinte sie.

Großvater hatte die Idee, ein Buffet zu machen und alle Räume der Wohnung in das Fest einzubeziehen. Er versprach, Sitzpolster und Klappsessel zu organisieren und zu helfen, die Zimmer so weit auszuräumen, dass selbst achtundzwanzig Leute sich wohl fühlen konnten.

Dietmar hüpfte herum. »Wumm, das wird ein Megafest!«, schrie er. Alle stimmten zu.

Dezember. Es war kalt draußen.

Dezember. Es war kalt draußen. Die gefrorene Erde knister- 1
te. Verena lief mit langen Schritten der Wohnung zu. Als 2
sie den Parkplatz überquerte, sah sie, dass Paps Auto in 3
der Einfahrt stand. Was tat Paps hier, heute, an einem Mitt- 4
woch? Einem Mittwoch, der allerdings auf einen Feiertag 5
fiel. Dietmar war seit Stunden unterwegs, gemeinsam mit 6
seinem neuen Freund Echem und ihren Snowboards. Mitt- 7
woch war kein Vatertag. 8

Sie läutete nicht, sondern schloss mit dem eigenen Schlüs- 9
sel auf. Mama und Paps unterhielten sich in der Küche. Die 10
Tür stand eine Handbreit offen. Verena hatte keine Lust, 11
Paps zu sehen, und ging gleich, nachdem sie Mantel und 12
Schuhe abgelegt hatte, ins Bad und dann ins Kinderzim- 13
mer. In solchen Augenblicken bedauerte sie nicht, dass 14
Sabine in der Stadt wohnte. Immer, wenn Dietmar sich 15
außerhalb der Wohnung aufhielt, gehörte dieses Zimmer 16
ihr allein. Sie streckte sich auf der Tagesdecke ihres Bettes 17
aus, nahm die vier erst gestern ausgeliehenen Bücher aus 18
der Tasche und überlegte, welches sie zuerst lesen wollte. 19
Leihbibliotheken waren eine wunderbare Sache. **20**

Sie entschied sich für die Autobiographie, weil sie das

Cover in der Schlichtheit seiner Grautöne faszinierte. Das Foto einer älteren Frau, die, ein Stethoskop umgehängt, ein Baby abhorcht: Ingeborg Rapoport's erste drei Leben. Vielleicht würde auch sie selbst einmal Ärztin werden oder Krankenschwester. Menschen helfen, kranke Kinder gesund pflegen und am Abend eines jeden Tages glücklich zu sein, weil man nützliche Arbeit geleistet hatte ...

Sie schlug das dicke Buch auf, und schon die ersten Sätze nahmen sie gefangen. »Als ich klein war und meine Eltern noch zusammenlebten ...«

Die Stimmen in der Küche wurden so laut, dass Verena aufstand, um die Zimmertür zu schließen. »Denkst du denn nie mehr an unsere ersten Jahre? Wir könnten einfach noch einmal anfangen. Ganz neu anfangen!« Papas Stimme klang beschwörend. Verena blieb unter dem Türrahmen stehen. Ach ja, auch Mama und Paps waren einmal glücklich gewesen. Komisch, sie hatte nie daran gedacht. Doch vor langer Zeit waren auch die Eltern einmal glücklich und verliebt gewesen, frei, ohne Kinder, ohne Haushalt, ohne täglichen Krimskrums. Als sie so jung waren wie Sabine oder nur wenig älter. Nein, nein, auch später noch. Auch später waren sie noch glücklich gewesen. Sie konnte sich daran erinnern, wie Paps Mama in die Arme genommen und hoch gehalten hatte, wie Mamas Haar um ihre Ohren wehte und ihr Rock flatterte. Es musste ein Sommertag gewesen sein, denn Mama trug eine dünne Bluse und Sandalen an den bloßen Füßen. Ihre Zehennägel waren rot lackiert. Sonderbar, welche Nebensächlichkeiten sich einem Kind einprägten.

Mamas Antwort ging in einem Geräusch unter, das sich wie zersplitterndes Glas anhörte. Ein leiser Aufschrei folgte, das Fegen eines Besens über Linoleum, Geklirr. Dann sagte Mutter etwas, das nicht zu verstehen war und darauf wieder Paps: »Schau, Gerlinde, es kostet ja nichts. Wir könnten es zumindest einmal probieren. Mehr verlange ich gar nicht. Nur einmal probieren.«

Das Meerschwein war aus seinem Käfig gekommen und lief piepsend im Zimmer umher. Nur in der Nacht klappte Dietmar das Gitter herunter, weil Gefahr bestand, dass man es in der Dunkelheit übersah und womöglich tottrampelte, aber untertags hatte es freien Auslauf in der ganzen Wohnung. »Aha, du hast also auch Hunger«, sagte Verena. Sie beschloss, in die Küche zu gehen und für sie beide was zum Essen zu holen.

»Oh, hallo«, sagte sie leichthin, als bemerke sie erst jetzt, dass jemand in der Küche war. Luno war nachgekommen und folgte jedem ihrer Schritte.

»Hallo«, antwortete Paps. Es klang ziemlich zerstreut.

»Ich habe dich gar nicht heimkommen gehört«, sagte Mama und strich sich die Haare aus der Stirn und setzte gleich hinzu: »Fein, dass du schon da bist. Du musst wohl noch lernen?«

Verena nickte. Lernen müssen war immer gut. Ein Sachzwang, der jeglichen Rückzug rechtfertigte. In der Mitte des Küchentisches prangte ein Blumenstrauß: Rote Rosen mit Schleierkraut und dazwischen drei Gerbera. Rote Rosen!

Verena holte den Laib Brot aus der Lade, ging zum Kühl-

schränk, entschied sich nach kurzem Überlegen für ein paar Scheiben Extrawurst und zwei Tomaten. Für das Meerschweinchen wählte sie eine dicke Karotte aus. Die Eltern hatten ihr Gespräch unterbrochen. Verena machte rasch, legte alles auf einen Teller und ging wieder ins Zimmer zurück. Sie setzte sich aufs Bett, stützte die Beine auf und zog das aufgeschlagene Buch heran. Luno hatte sich mit dem Gemüse in seine Lieblingsecke verzogen. Die Tür zum Zimmer hatte sie nur angelehnt. Sie lauschte, aber es war nichts zu hören als das Knabbern kleiner Nagezähne. Paps wollte neu anfangen. Mit Mama. Fand er Frau Zimmermann samt ihrer schicken Garderobe und ihrer vorzüglichen Küche doch nicht so ideal für ein gemeinsames Leben? Da tönte Mamas Stimme an ihr Ohr. »Es hat keinen Sinn, immer und immer wieder die gleichen Argumente zu wiederholen. Meinen Entschluss werde ich nicht mehr ändern.«

»Hör um Himmels willen auf, so selbstsüchtig zu sein. Denk an Dietmar!«

Die Worte durchschnitten die Luft. Verena war, als ob sie den Zorn der Mutter spürte, hart verkrampft in ihrer Brust. »Ich denke an ihn. Verstehst du das nicht? Ich denke an Dietmar. Er fängt an, sich in der neuen Umgebung einzuleben. Auch einen Freund hat er gefunden. Und mit seinen Mitschülern versteht er sich nun gut.«

»Überlege es dir noch einmal.«

»Ach, Herbert, wenn du endlich einsehen würdest, wie satt ich diese ewigen Auseinandersetzungen habe. Ich mag nicht mehr. Ich mag einfach nicht mehr.«

»Gerlinde, überlege es dir noch einmal. Denk darüber nach. Denk über die Nachteile nach, aber auch über die Vorteile. Die Vorteile für die Kinder. Für Dietmar. Die Vorteile, die auch du hast, wenn wir wieder zusammenleben.«

»Wie kannst du von Zusammenleben reden! Hast du noch immer nicht begriffen? Ich will die Scheidung!«

Verena blieb der Bissen im Hals stecken. Mama will sich scheiden lassen! Das war neu. Nie hatte sie ein Wort verlauten lassen. Warum hatte sie nicht mit ihr oder Sabine gesprochen? Es war immer nur von Trennung die Rede gewesen, von Abstand gewinnen, zur Ruhe kommen. Sie hielt es nicht mehr aus. Leise stand sie vom Bett auf und schlich zur Küchentür. Gerlinde stand bleich mit verschränkten Armen am Fenster, die Hände angespannt und blutleer um den weißen Stoff ihrer Bluse geballt.

»Nein, Gerlinde, das kann und will ich nicht begreifen. Ich spür es direkt. Da steckt dein Vater dahinter. Der hat mich ja nie leiden können. Oder diese famose Frau Kramer.«

»Herbert, hör auf mit diesem Unsinn. Vater hat damit nichts zu tun. Und Frau Kramer habe ich seit unserem Urlaub in Lignano nicht mehr gesehen.«

»Dann nimm endlich Vernunft an. Wir sind eine Familie. Wir gehören zusammen. Ich gebe zu, dass die Schuld bei mir liegt. Und tausendmal habe ich dir gesagt, wie Leid mir mein Verhalten tut. Und dass ich mich gebessert habe. Ganz bestimmt. So glaub mir doch!«

Es entstand eine kurze Pause. Dann sagte Gerlinde mit klarer Stimme: »Im Augenblick haben wir alles gesagt, was zu sagen ist. Bitte, geh jetzt. Dietmar wird bald heimkommen.

Ich möchte nicht, dass er noch mehr in – in diese Angelegenheit hineingezogen wird.«

Herbert setzte die Tasse mit hartem Knall auf den Tisch. Verena drehte sich um und hastete ins Zimmer zurück. In der Küche ging das Gespräch weiter.

»Ich rufe dich morgen an. Morgen Abend.«

»Da bin ich nicht zu Hause.«

»Aha, du hast also einen Freund! Mir ist alles klar! Das ist der Grund!«

»Du irrst dich!«

Warum diese kurze Feststellung? Warum sagte Mama nicht, was sie wirklich machte? Verena musste sich zurückhalten, um die Tür nicht ganz aufzustoßen und Paps zu erklären, dass Donnerstag Mamas weiterführender Kurs lief und er sie ganz falsch verdächtigte.

»Rühr mich nicht an. Du rührst mich nie mehr an!«

Das Poltern eines Sessels, eine schrille Stimme. Wieder warf Verena das Buch zur Seite und sprang auf. Doch schon war es wieder still.

»Ist schon gut! Entschuldige! War nicht so gemeint. Ich verschwinde. Überlege dir die Sache mit der Scheidung gut. Denk an die Zukunft der Kinder.«

Wenig später steckte Paps den Kopf ins Zimmer. »Also, ich mach mich auf die Socken.«

Er war schon bereit zum Weggehen, hatte den Kragen des Mantels hochgestellt, die Baskenmütze hielt er in der Hand.

»Wir sehen uns morgen, wie immer?«

Verena nickte. »Tschau, Paps!«

Die Wohnungstür fiel ins Schloss. Es klang so endgültig. Verena saß auf ihrem Bett und hatte das Gefühl, als wäre ihre Brust ein zentnerschwerer Felsblock. Tränen stiegen ihr in die Augen. Aber ich will doch, dass Mama sich scheiden lässt. Ich will, dass er uns in unserem neuen Leben in Ruhe lässt. Ich will, dass er geht. Aber warum muss Abschied nehmen nur so weh tun?

Das Meerschwein hatte die Karotte bis auf ein winziges Endchen vertilgt. Verena hielt es nicht mehr im Zimmer. Sie nahm die Reste ihrer Mahlzeit und trug sie in die Küche. Mama stand mit dem Rücken zu ihr neben dem Herd und stopfte den Blumenstrauß in den Mülleimer.

»Mama, was machst du da?«

Gerlinde drehte sich mit einem Ruck um. Sie zuckte die Schultern.

»Die schönen Rosen! Und die Gerbera. Gerbera halten doch so lange! Wie schade!«

»Tut mir Leid – ich, ich – ach ...« Sie wandte sich ab, hob die Arme vors Gesicht. Verena gab es einen Stich. Die Arme vors Gesicht, diese Geste, mit der sie sich immer vor Paps zu schützen versucht hatte. Sie stürzte auf Mama zu, umfasste ihre Schultern.

»Sie gehören dir, Mama. Du kannst damit machen, was du willst.«

»Ich konnte sie nicht mehr sehen. Verstehst du? Blumen! Immer Blumen – nachher!«

Verena begriff. Es stimmte. Immer, nach jedem Übergriff, nach jeder Misshandlung: Am Tag darauf kam Paps mit einem Blumenstrauß daher.

»Warum ist Paps heute aufgekreuzt?«

»Ich habe ihm einen Brief geschickt. Ich will mich scheiden lassen.«

»Dietmar weiß auch noch nichts?«, fragte Verena.

»Nein, nein.« Gerlinde runzelte die Stirn. »Es tut mir Leid für ihn. Aber ich muss es tun. Auch wenn es mir schwer fällt. Selbst, wenn es dem eigenen Kind schwer fällt. Doch das kann Dietmar noch nicht verstehen.«

»Er – und ich auch – wir werden Paps doch weiter sehen, nicht wahr?«

»Selbstverständlich. Ich bin fest entschlossen, alles zu tun, um euch die Situation zu erleichtern.« Gerlinde verstummte. Dann hob sie den Kopf. »Ich habe einen Brief geschrieben. Seit kurzem weiß ich, dass es mir leichter fällt, alles aufzuschreiben. Wenn er und ich, also, wenn wir uns gegenüber sitzen, da kommt mir alles wieder hoch, da fang ich an zu stottern, ich komme von einem zum anderen. In dem Brief habe ich alles zusammengefasst. Wie es nachher weitergehen wird. Das Finanzielle. Herbert muss für dich und Dietmar Unterhalt zahlen. Sabine will nichts von ihm.«

»Mit Sabine hast du darüber geredet?«

Gerlinde nickte. »Sie hat mich am Sonntagnachmittag besucht. Dietmar und du, ihr wart im Kino.«

Verena erstarrte. Sabine, die ausgezogen war, zog Mama ins Vertrauen. Aber sie, die ihr Leben mit ihr teilte, ließ sie im Ungewissen. Mit ihr beredete sie nichts.

»Wir sind ins Reden gekommen«, setzte Gerlinde fort. »Sabine kennt sich aus in diesen Sachen. Natalia studiert Jus und ist auch Alleinerzieherin.«

Verena war noch viel zu durcheinander, um die Botschaft in Mamas Worten wahrnehmen zu können: Nicht, weil Sabine mir näher steht als du, habe ich mit ihr geredet, nur weil sich's ergeben hat. Und weil sie sich besser auskennt.

»Paps möchte, dass wir zu ihm zurückgehen?«

»Ja. Aber das kommt nicht in Frage. Jetzt nicht mehr.«

»Wegen – der Frau Zimmern?«

»Ach wo. Die Frau Zimmern vergönne ich ihm gern. Ich trage ihm auch nichts nach. Es hat ihm ja immer Leid getan. Am nächsten Tag. Er hat immer Besserung gelobt.«

»Ja, das hat er. Und Blumen angeschleppt.«

»Sabine hätte schon den ersten Strauß in den Mülleimer gesteckt. Nein, sie hätte gar nicht so lange gewartet. Sie wäre sofort und auf der Stelle, noch in derselben Nacht, fortgegangen.« Gedankenverloren spielte Gerlinde an den Fransen der Tischdecke. »Sabine ist all das, was ich nicht bin.«

»Was denn?«

»Ich bin weder dynamisch noch entschlossfreudig. Auch nicht mutig. Aber über eines bin ich mir klargeworden: Es gibt einen Punkt, an dem man eine Beziehung beenden muss. Dieser Punkt ist dann erreicht, wenn man merkt, dass die Beziehung tödlich ist.«

Verena zuckte zusammen. »Tödlich?«

»Ja. Wenn man merkt, dass einen die Beziehung zerstört. Innerlich und äußerlich zerstört.«

Verena legte ihrer Mutter die Arme um die Schultern. Sie wusste, dass Mama Recht hatte. Das Weggehen war ihre einzige Chance gewesen. Jahrelange Demütigungen gehen

nicht spurlos vorbei. Dieses ständige Gefühl, minderwertig zu sein. Man traut sich überhaupt nichts mehr zu, glaubt, nichts wert zu sein, schließlich verachtet man sich selbst. Das neue Leben hatte Mama verändert. In der Edergasse wäre es ihr niemals in den Sinn gekommen, Kurse zu besuchen oder Prüfungen abzulegen. Sogar ihr Äußeres hatte sich gewandelt. Seit sie aus Salzburg zurückgekommen war, trug sie den Kopf höher und hielt den Rücken gerader, und manchmal flitzte sie direkt beschwingt durch die Wohnung.

»Deshalb habe ich weggehen müssen. Verstehst du, Verena? Die Scheidung besiegelt diesen Schritt.«

»Ja. Jetzt hast du eine eigene Wohnung, einen Job und vernünftige Kinder.«

»Genau!« Gerlinde lächelte. »Sehr vernünftige Kinder.«

»Außerdem ein Meerschweinchen, das von Tag zu Tag fetter wird.«

»Weil ihr es regelrecht mästet!«

»Wenn es Männchen macht und bettelt, kann niemand widerstehen.«

Das Lächeln verschwand wieder. »Ich dachte nicht, dass es so schwer sein würde. Plötzlich ohne Partner. Allein.«

»Du warst hier unglücklicher als in der Edergasse?«

»Unglücklicher? Ich weiß nicht. Nein, unglücklicher vielleicht nicht. Allein bin ich mir halt vorgekommen. Verlassen, obwohl ich ihn verlassen habe.« Sie hielt inne. »Du wirst es ja nicht glauben, aber wir hatten auch schöne Zeiten zusammen, dein Vater und ich.«

Das hatte Verena heute schon einmal gehört. »Ich glaube

es schon. Ich weiß es sogar. Und die Zeiten dazwischen, wenn Paps ein paar Wochen nicht getrunken hat, um in den Ferien, am Meer –« Sie verstummte. Nein, auch letzten Sommer, in Lignano, hatte er Mama geschlagen ...

Gerlindes Gedanken waren in dieselbe Richtung gelaufen. »Ich kann Herbert nicht mehr anschauen. Seine Hände. Verstehst du, ich kann seine Hände nicht mehr anschauen. Nicht einmal die Blumen, die er mir schenkt.«

»Du hast Recht, Mama. Sabine, Großvater, ich, wir wissen, es gibt keinen anderen Weg. Auch Dietmar wird es mit der Zeit verstehen.«

Verenas Blicke wanderten zum Mistkübel hinüber, in dem Paps Strauß verschwunden war. Sie platzte los. »Da, schau, was Luno macht!« Das Meerschweinchen hatte sich auf die Hinterbeine gestellt und begann eifrig und mit aufgeregtem Piepsen die herausragenden Blätter und Stängel anzuknabbern. »So ein Vielfraß«, lachte Gerlinde. »Du hast ihm doch erst vorhin eine Karotte aus dem Kühlschrank geholt!«

Verena antwortete nicht. Ihre Gedanken waren schon woanders. Sie stand auf und ging zum Fenster hinüber. Draußen dämmerte es, die Tage waren kurz um diese Jahreszeit. Eine klare kalte Winternacht stand bevor, hier in der Küche aber war es heimelig und warm. Gerlinde trat an sie heran. Gemeinsam schauten sie hinaus und betrachteten schweigend den Mond, der hinter dem Bergkamm aufstieg und die schneebedeckten Hänge zum Leuchten brachte.

Verena wandte sich um. »Weißt du noch, Mama, was du

über den Sichelmond geschrieben hast? In deinem Brief?«

»Ja«, sagte Gerlinde und strich Verena über das Haar.

»Ja. Sie sind immer da, die helle und die dunkle Seite des Mondes.«

Ich merkte, dass wir alle unser altes Leben mitnehmen und mit ihm unsere Ängste und Erfahrungen und Träume. Man kann das alte Leben nicht sehen. Aber es ist da. Wie dieser Mond hier. Was man sieht, ist der leuchtende Teil. Der andere, der dunkle, bleibt im Verborgenen. Trotzdem existiert er ...

Verena verlässt ihren gewalttätigen Vater, zusammen mit ihrem Bruder Dietmar und ihrer Mutter Gerlinde. Während diese beruflich eine tolle Chance bekommt und alle mit unterschiedlichem Erfolg ihr Leben neu ordnen, werden sie doch von Zweifeln geplagt: Hätte Gerlinde nicht »davonlaufen« dürfen – oder hat sie es viel zu spät getan?

Eine spannende, unsentimentale Erzählung über die Hoffnung und die vielen Möglichkeiten, mit einem Neubeginn umzugehen.

www.dachs.at

ISBN 3-85191-354-X



9 783851 913545

fatmos
VERLAGSHAUS